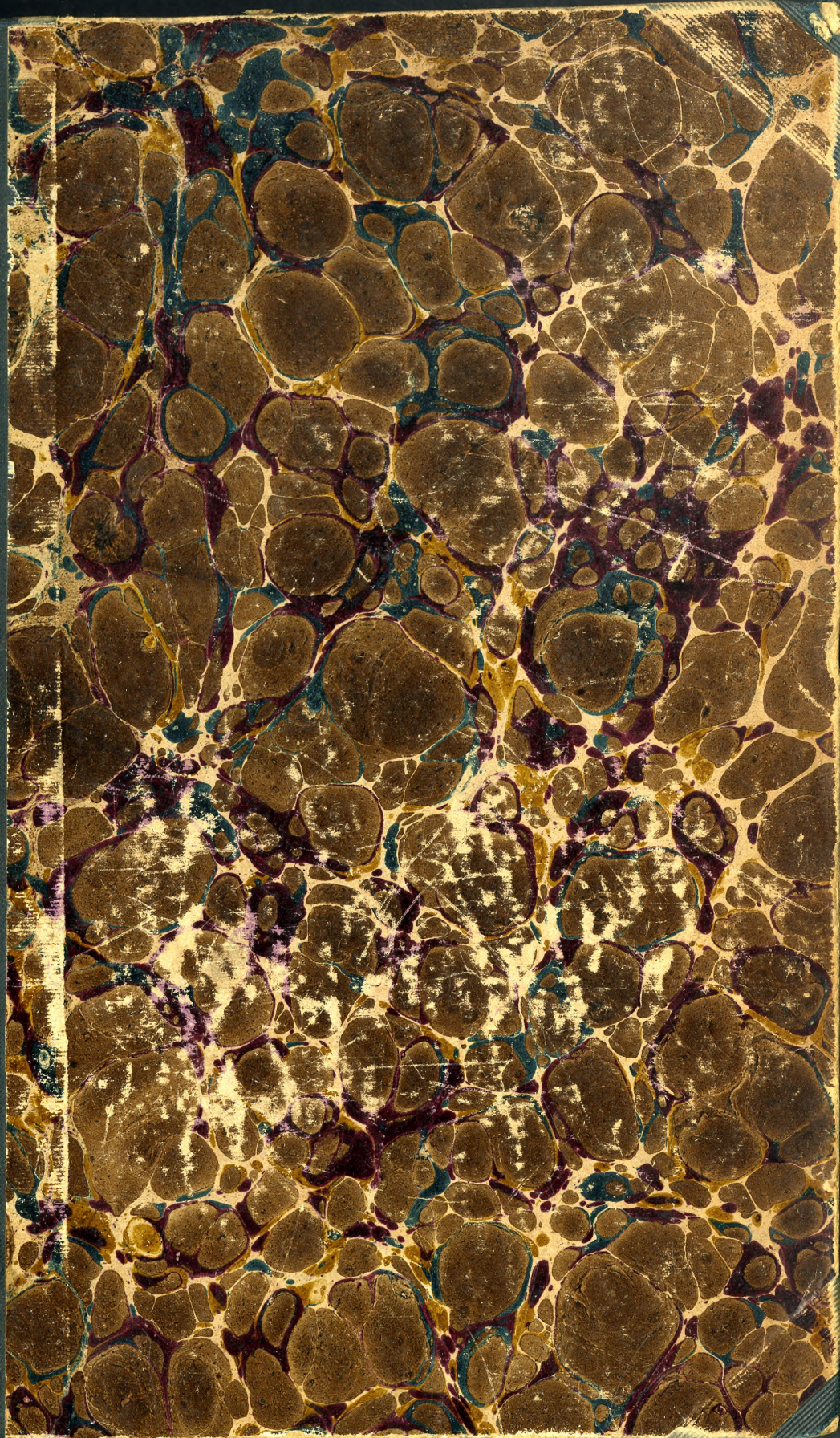


Politikai
röpiratok.

196.



196

1820

Karl Müllner
vire off. hant. 1878

DIE KRISE.

VON

FRANZ v. PULSZKY. *Terenc*

6.

BUDAPEST, 1878.

FRIEDRICH RAUTMANN.

Koronaherczeggasse Nr. 3.



5157200566024

DE KRISE

DE BALLAGI GÉZA

BUCHDRUCKEREI F. C. WILCKENS U. SOHN BUDAPEST.

DIE KRISE.

Von

FRANZ VON PULSZKY.

Ich gehöre zu keiner von unseren politischen Parteien, schon in meiner Jugend lernte ich mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Verstande zu denken und ich gewöhnte mich, offen auszusprechen, was ich sah und wusste. Daher passe ich durchaus nicht in das Parteilieben, wo es Pflicht ist, dem Minister oder Parteiführer blind zu folgen; ich bin auch nicht aus jenem biegsamen Holze gemacht, aus dem man bei uns die Minister und die grossen Staatsmänner schnitzt. Die Minister suchten zwar oft meine Dienste, für die ich keinen Dank erhielt, denn in der Epoche von Politikern, die ihre Meinung von Fall zu Fall modifiziren, konnte ich nicht populär sein, weder im Parlamente, noch bei der Presse. Mein Wort richtet sich jetzt auch nicht an diese, sondern an das grosse Publikum, das oft gerecht urtheilt und immer Dank weiss, wenn es in verhängnissvollen Momenten, wie dem jetzigen, einigen leitenden Ideen begegnet, selbst wenn es diese nicht annimmt; es freut sich, wenn es in der Finsterniss eine kleine Leuchte entdeckt, deren Flackern ein zwar unsicheres Licht, allein doch ein Licht auf den gefährlichen Pfad wirft.

I.

Es ist die Erbsünde unseres parlamentarischen Systems, dass die Parteien sich bei uns nicht nach Prinzipien gestaltet haben, sondern auf Grundlage äusserer Ereignisse zu Stande

kamen. Bei uns gibt es keine Whig's, Tory's und Radikale, noch Konservative, Liberale und Fortschrittsmänner, es war die staatsrechtliche Frage, welche sieben lange Jahre hindurch die Deákpartei vom linken Zentrum und von der äussersten Linken trennte; jetzt aber ist es die persönliche Anhänglichkeit, auf der die Regierungspartei beruht, die aus Scham ihre Unfruchtbarkeit an Ideen mit dem Mantel des liberalen Namens deckt, während die drei Fraktionen der gemässigten Opposition durch gemeinsame persönliche Antipathien vereinigt wurden, die radikale Auffassung der staatsrechtlichen Frage aber die Existenzberechtigung der in vermehrter Anzahl gewählten Ultra's geblieben ist. Dies kann weder eine gesunde, noch eine ständige Parteigestaltung sein und dennoch besteht sie seit Jahren, während das unzufriedene, verarmte Land diesen kranken Zustand mit der Resignation der Erschöpfung duldet, es kennt Schoppenhauer's Pessimismus nicht, aber es erstarrt unter dessen eiserner Konsequenz.

Es ist Zeit, dass wir die Ursache dieser Krankheit prüfen, die Uebelstände der Lage konstatiren, um hieraus die Gestaltung der Zukunft ahnen zu können; sehen wir, was unserer harret, und suchen wir Mittel und Wege, um unsere nationale Existenz in der gegenwärtigen Krisis zu retten, die gefährlicher ist, als irgend eine in der langen Tragödie unserer Geschichte.

Achtzehn Jahre lang unterdrückte die deutsche Suprematie mit stets erlahmender Kraft unsere Nationalität und gesetzliche Staatlichkeit.

Auf das eiserne Militärregiment folgten der Absolutist Bach, der Konstitutionelle Schmerling, der Föderalist Belcredi; da scharten sich die Besten des Landes, alle besonnenen Patrioten um Deák, denn sie vertrauten seinem ehrlichen Patriotismus, seiner langen Erfahrung, seinem gereiften Urtheil und seinem nüchternen Verstand, mit dem er nie den sichern Boden verliess, um Idealen nachzujagen, der sich nicht durch die Leidenschaft berathen liess und nie mehr wünschte, als was man gesetzlich fordern konnte. Auf seiner Seite war

der ungarische hohe Klerus, der nicht vergass, dass er Ungar und Patriot sei; bei ihm die hochadeligen Grossgrundbesitzer, die Magnaten, die „Pecsovicse“ von ehemals und ihre Gegner, die liberale Opposition der alten Reichstage, bei ihm der ernüchterte Theil der aus den Kerkern befreiten Revolutionäre und die mittelst erbetener Amnestie heimgekehrten Verbannten, bei ihm das Heer der Aemterjäger, der anständigen Mameluken, die trotzdem das Amt aus deutscher Hand verschmähten, ja selbst einige Bachhuszáren, die in den Schwingungen der in massgebenden Kreisen veränderten Luftströmung das Ertönen des Züngleins der deutschen Politik zu hören glaubten. Das Gesetz war die sichere Basis dieser Partei, ihr fester Kitt das Vertrauen in Deák's unerschütterlichen Charakter und die Ergebung in seinen besonnenen Ansichten; allein vergebens hätten wir hier eine Prinzipieneinheit gesucht; war dies doch nicht sowohl eine Partei als eine Armee, welche sich durch die Weisheit des Führers ohne Widerspruch leiten lässt. Eine Gegenpartei bildete einerseits die kleine, aber einflussreiche Gruppe der Konservativen, welche, da sie am Ruder war, die massgebenden Entschlüsse zu kennen glaubte, und in ihrer pessimistischen Anschauung den von Deák formulirten, von Andrassy vertretenen Dualismus vielleicht billigte, aber für unausführbar hielt. Auf der andern Seite waren die alten Honvéds, der Mitteladel des ungarischen Tieflandes und der allerdings nicht gebildetste, allein jedenfalls allerungarischeste Theil der Nation, die ihre Hoffnungen auf die äusseren Ereignisse setzten und die Auferstehung der ungarischen Freiheit von jenen Schlägen erwarteten, welche das Gesamtreich treffen würden. Dies war die berühmte Beschlusspartei, die „Tiger“, deren nie offen eingestandener Zweck es war, jeden möglichen Ausgleich vor jener Krise zu verhindern, an deren Eintreten sie keinen Augenblick zweifelten. Sie behielten thatsächlich insofern Recht, dass gegen die Voraussicht aller Regierungsmänner und Diplomaten diese Krise in der That bald eintrat. In sieben Tagen veränderte der Verlust von sieben Schlachten die Situation in

unerwarteter Weise, und brach trotz der wohlfeilen italienischen Lorbeeren den Einfluss der Militärpartei. Bei der Wiederberufung des Reichstages forderte Deák auch nach dieser Demüthigung Oesterreich's von der Krone nicht mehr, als was er vor den Siegen der Preussen ausgesprochen hatte, denn er forderte nur die Wiederherstellung des Gesetzes, das weder durch Triumphe noch durch Niederlagen geändert wird. Dieses gerade Vorgehen gewann das Vertrauen der Krone, es kam der Ausgleich zu Stande, welcher unserem Vaterlande für die ersten zehn Jahre den Frieden sicherte, da durch denselben das Schicksal und die Regierung des Landes in ungarische Hände, in die der Vertreter der Reichstagsmajorität gelegt wurden,

II.

Das unabhängige ungarische Ministerium setzte dem König die Krone Stephans des Heiligen aufs Haupt. Durch die Anerkennung der Rechtskontinuität wurde die Heiligkeit des Gesetzes wieder hergestellt, eine allgemeine Amnestie öffnete den Verbannten die Thore des Vaterlandes, und eine gute Ernte wiegte die Majorität in einen hoffnungsreichen Rausch des Optimismus. Bloss das linke Zentrum murrte und vergessend, dass auch in Wien ein Parlament tage, welches der Hälfte des bisherigen Einflusses nur schwer entsagte, dass auch jenseits der Leitha erworbene Rechte und materielle Interessen existirten, die mit den unserigen vielfach in Konflikt geriethen, machte diese Partei es Deák zum Vorwurfe, dass er die günstige Gelegenheit nicht in genügendem Maasse ausgenützt habe. An der Spitze dieser Partei standen Politiker, welche die momentanen Vortheile der Situation kühn ausbeuten wollten, keine besonnenen Staatsmänner, welche den unwiderstehlichen Einfluss der Mässigung kennen und von den veränderlichen Launen des Schicksals unabhängig sind. Die damals noch zwerghafte Minorität der äussersten Linken

konnte man um so eher unbeachtet lassen, je öfter die Abgeordneten der Nationalitäten mit ihnen votirten.

Das erste Ministerium war, obgleich Deák in dasselbe nicht eintrat, aus den ausgezeichnetesten Männern des Landes zusammengesetzt. Da war Andrássy, Lónyay, Balthasar Horváth und Eötvös, während bei jenen Ministern, denen es an Fachkenntnissen fehlte, geschickte Staatssekretäre diesen Mangel ersetzten, Szlávy bei Wenckheim, Hollán bei Mikó, Feszt bei Gorove und nach Schaffung des Wehrgesetzes Kerkápoly bei Andrássy. Es war ein in jeder Hinsicht starkes Kabinet, wie wir es seither nicht sahen, ein Kabinet theils weit, theils tief denkender Köpfe, deren thatkräftige Initiative durch den lähmenden Schlendrian der Bureaukratie noch nicht abgenützt war. Unter solchen Männern ist es schwer, die Meinungseinheit der Regierung zu schaffen, diese zeigte sich nur bei der Feststellung des Ausgleichs-Details der österreichischen Regierung gegenüber, hier zu Hause schritt jeder Minister fast unabhängig von seinen Kollegen an die Reformen in seinem Ministerium. — Die Kontrolle übten blos Deák und der Finanzausschuss, nur diese legten manchmal, trotz des ministeriellen Unwillens, dem rollenden Rad einen Hemmschuh an, allein selbst sie konnten es nicht verhindern, dass jeder Minister das Land in anderer Weise eintheilte, dass die Steuerämter, Schulbezirke, Gerichtshöfe, Rekrutirungsbezirke und Komitate alle in verschiedener Weise abgegrenzt und die Landesbewohner unnöthigen Plackereien ausgesetzt wurden, indem sie den Bezirksrichter an einem andern Orte, als den Stuhlrichter, den Vizegespan, als den Steuereinnehmer, das Gericht, als den Schulinspektor aufsuchen mussten, ja nicht einmal der Reichstag konnte es durchsetzen, dass der ganze Plan des Eisenbahnnetzes vorerst angefertigt und für das ganze Land festgesetzt werde: Die Bahnlinien kamen einzeln auf's Tapet, darunter auch solche, die mehr dem Privat- wie dem öffentlichen Interesse dienten, wie die galizische, die Arad-Temesvárer und die Donau-Draubahn, während andere Linien nur deshalb zurückblieben, weil ihre Rentabilität ausser

Zweifel stand und weil sie, wie die Minister sagten, auch von selbst gebaut würden, wie die Ofen-Graner, die Szőnyer und die Granthalbahn, diese kürzesten Verbindungslinien nach Wien und Berlin. Auch wurden alle diese Bahnen nicht nach dem billigen amerikanischen, sondern nach dem theuersten europäischen System gebaut, mit glänzenderen Palästen in der Hauptstadt, theuereren Bahnhöfen und bequemerer Stationsgebäuden, als es die Kultur des Landes und seine finanziellen Zustände erforderten. Die unverhältnissmässige Ueberzahlung der Fachbeamten des Kommunikationsministeriums und die trotzdem verfehlte Eisenbahnpolitik, die noch mehr verfehlte Donauregulirung, die eine bestehende Wasserstrasse von zwölf Meilen verschloss, ohne die Hauptstadt vor der Ueberschwemmungsgefahr zu schützen, der Molo zu Fiume, der ins Meer versank, die durch keine Verkehrsbedürfnisse geforderte Margarethenbrücke, das Diósgyőrer Eisenwerk, das weder Kohle noch Eisenerz hat und die in Budapest mit grösstem Luxus errichteten öffentlichen Gebäude wurden die fruchtbarsten Erzeuger unserer finanziellen Uebelstände. Allerdings ist das erste Ministerium nur für einen Theil dieser Fehler verantwortlich, allein die Verschwendung der Ingenieure und Architekten ward schon unter demselben zum Regierungsgrundsatz. Für die Minister spricht nur ihre gute Absicht und die Unerfahrenheit, mit der sie die Ertragsquellen des Landes überschätzten, nicht aber jener Umstand, dass bei der Gründung einiger Bahnlinien die Initiative dem Reichstage angehörte, und dass die Legislative die übrigen ohne Widerspruch votirte, denn die Regierung ist nicht blos der Vollstrecker, sondern der Führer des Willens ihrer Majorität, der Feldherr kann sein Heer nicht dafür verantwortlich machen, dass es ihm stets treu gefolgt ist.

Abgesehen von diesen Fehlern müssen wir die grossen Verdienste des Kabinetts Andrassy besonders auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts, der Justiz, des Steuersystems, der Post und des Telegrafen anerkennen; die Einführung der Korrespondenzkarte ist ein bleibendes Verdienst und Denk-

mal des Ministers Grove. Alles dies geschah zu einer Zeit, als die Details des österreichischen und kroatischen Ausgleiches, die Reorganisation der Armee und die Schaffung des Wehrsystems die Aufmerksamkeit des Ministeriums fortwährend in Anspruch nahmen, während die durch Tisza geleitete Opposition, trotzdem das Land Deák's Ausgleich durch die Wahlen sanktionirte, fortwährend die staatsrechtliche Frage in Bewegung brachte, und sich weigerte, den Ausgleich als Grundgesetz anzuerkennen, weshalb sie auch nicht regierungsfähig sein konnte. Eine solche Taktik musste die unabhängigeren Elemente der Deákpartei fester an die Regierung nieten, so oft diese die Kabinettsfrage aufwarf; dieses Vorgehen Tisza's schuf in der Deákpartei das allgemeine Mamelukenthum.

III.

So wie die Einheit Italiens im Grossen und Ganzen begründet war, wurde die Verwirklichung der deutschen Einheit nur eine Zeitfrage, und musste logischer Weise eintreffen, so bald sich ein Preussenkönig fand, der die deutsche Idee in Schutz nehmend, sich über Hugo Grotius und sein Gewissen, über das internationale Recht, und die freundschaftlichen und verwandschaftlichen Bande, welche die deutschen Fürsten an einander und an ihn knüpfen, hinauszusetzen im Stande war. Ein einziger glücklicher Feldzug gegen Oesterreich genügte dann zur Verkörperung der grossen Idee. Der Vorwand zu einem solchen Krieg findet sich für jenen leicht, der sich mit seinem Gewissen abgefunden hat, das Schwert für das Recht gelten zu lassen. In Wien hielt man eine solche „wälsche Praktik“ diessseits der Alpen für unmöglich, da sie gegen das sittliche Gefühl des deutschen Volkes verstösst; man vergass, dass diese Praktik zur Zeit Friedrichs des II. als „raison d'état“ das Grundprinzip seiner Regierung war, und so geschah es, dass Oesterreich überrascht, geschlagen, gedemüthigt, sich plötzlich aus Deutschland und Italien ausgeschlossen sah. Allein die

Aufgabe war noch nicht vollkommen gelöst, es blieb noch ein französischer Krieg übrig, welcher nach den Ereignissen des Jahres 1866 mit logischer Konsequenz früher oder später eintreten musste, und er trat auch ein. Es ist jetzt unnütz darüber zu streiten, wer eigentlich den Krieg begonnen, es ist ja un-leugbar, dass die Kriegserklärung von Seiten Napoleons erfolgte, und zwar aus rechtlich ungenügenden Gründen, allein wenn zwei Nationen es wissen, dass sie sich unbedingt schlagen müssen, dann genügt jeder Vorwand dazu, dass der Streit so bald als möglich auf dem Schlachtfelde ausgetragen werde. Sechs Wochen nach der Kriegserklärung folgte die Katastrophe von Sedan, und das Schicksal des französischen Kaiserthums und Frankreichs war besiegelt. Die österreichische Action, die auf einen langen Krieg und die Erschöpfung beider Theile basirt war, wo dann die berechtigte Mediation zur Geltung kömmt, verflüchtigte sich alsbald, Beust's Revanchepolitik ging in Rauch auf, er selbst wurde als Botschafter nach London gesandt, Andrassy trat an seine Stelle, seit vierthalbhundert Jahren der erste Ungar, der sich bis zum österreichischen Minister des Auswärtigen aufgeschwungen hatte.

Viele vermögen es noch jetzt nicht zu begreifen, wie es geschehen konnte, dass ein ungarischer Graf, ein vor zwanzig Jahren zum Tode verurtheilter Revolutionär, dem es nur als Agenten Kossuth's gegönnt war, einen flüchtigen Einblick in das geheime Getriebe der Diplomaten zu gewinnen, mit einem Male Minister des Auswärtigen in Wien wurde, wo die Gegner Ungarns in der Mehrheit sind, und der Stammbaum ungarischer Grafen im Urwalde der Stammbäume des böhmischen und deutschen Adels zum Zwergbaum wird, wo man sich erst kürzlich von dem Bündniss mit Deutschland, das Andrassy vertrat, mit Widerwillen abgewendet hatte. Und doch war auch dies die natürliche Folge der Logik der Ereignisse; mit Andrassy's unerwarteter Ernennung geschah nur das, was dem Vorhergegangenen gemäss geschehen musste. — So wie der italienischen Einheit die deutsche Einheit gefolgt war, kam nach Lösung der italienischen und deutschen Frage die Lösung der orientalischen

Frage auf die Tagesordnung und der erste Akt derselben ist die südslavische Krise. Die südslavische Idee war aber schon längst die Lieblingsidee der Militärpartei. Viele der Generale sind südslavischer Abkunft, viele von ihnen können sich mit dem Dualismus und dem ungarischen Konstitutionalismus nicht befreunden, alle schwärmen für die Vergrößerung Oesterreichs und für die Wiederherstellung des Schlachtenruhmes der Armee. Diese Partei hat stets das Einvernehmen, ja die Allianz mit dem absolutistischen, slavischen Russland gewünscht. Bismarck aber, dieser schlaueste Staatsmann des an grossen Diplomaten reichen Jahrhunderts, überzeugt von der Unvermeidlichkeit eines letzten französischen Krieges, sah es für nothwendig, die möglichen Verbündeten Frankreichs, die österreichisch-ungarische Monarchie und das russische Czarenreich in solche Abenteuer zu verwickeln, durch die beide unfähig würden, den Franzosen beizustehen, wenn der grosse Krieg beginnt. Bismarck billigte und förderte also Russlands südslavische Pläne, den Krieg mit der Türkei und deren Theilung. Hiezu aber musste man sich die Bewilligung, den Beitritt der österreichisch-ungarischen Monarchie verschaffen, mit einem Worte, hiezu war das Dreikaiser-Bündniss nöthig. Um ein solches zu Stande zu bringen, war ein Ungar als Minister des Auswärtigen unentbehrlich, dessen Vorgehen keinen Verdacht erwecken konnte und dessen Persönlichkeit seine Landsleute beruhigen musste. Eben deshalb warfen die Militärpartei, Russland und Bismarck in gleicher Weise ihre Augen auf Andrassy, er war in jeder Hinsicht das passendste Werkzeug, denn er konnte nicht täuschen, wohl aber getäuscht werden. Der preussische Kanzler, damals Europa's grösster Mann, erklärte es offen, er könne nur diesem Einen unter den österreichischen Staatsmännern vertrauen, so lange dieser an der Spitze der Regierung stehe, sei zwischen den beiden Kaiserreichen Frieden und Eintracht gesichert. Der ungarische Staatsmann war natürlich auf dieses Kompliment stolz.

Die glänzenden Talente des Grafen Julius Andrassy hatte nicht der Lehrsaal ausgebildet, sondern das Leben. Er war Reichstagsabgeordneter, Honvéd, Kossuth's-Gesandter in Kon-

stantinopel, exilirter Revolutionär, in Paris ein aufmerksamer Zeuge der Intriguen des Kaiserreiches, später Verwalter seiner Terebeser Herrschaft, das hervorragendste Mitglied der Deákpartei, schliesslich Ministerpräsident. All dies ersetzte nicht den Mangel eines disziplinierten Gedankenganges, denn in seinem Hirn blitzten zwar den Bedürfnissen des Momentes gemäss treffende Bilder, geschickte Parabeln, feine Epigramme auf, allein seine Politik war in seinem ganzen Leben eine Politik von Fall zu Fall, welche das zunächst liegende Ziel stets erkannte, die Dinge aus der Vogelperspektive erfasste und die Ausarbeitung der Details jenen überliess, welche die grosse Welt aus der Froschperspektive betrachten. Andrassy hat kein Verständniss für systematische Arbeit, er hasst die leere Phrase, den glänzenden Flitter des Liberalismus, ihm wohnen alle guten Eigenschaften und Fehler des grand seigneur inne, die edle Ambition, ohne die ein wirklicher Staatsmann nicht denkbar ist, die Heilighaltung des Wortes, der Abscheu, mit dem er sich von Allem abwendet, was schmutzig ist und dabei die souveräne Verachtung der Wissenschaft, der öffentlichen Meinung, der Presse und des Parlamentarismus, während er Höflinge gerne sieht und mit Aemtern bezahlt; hauptsächlich aber glaubt er, wie jeder ausgezeichnete Mensch, fest an sich selbst. Ein solcher Charakter vermochte niemals seine Geschäfte derart zu erledigen, dass er für Alles Zeit fände, und deshalb gerieth er oft mit Lónyai in Konflikt, der für Alles Zeit hat, und dessen trockene Phantasie sich auch gerne mit dem Detail befasst. Der theoretische Liberalismus Balthasar Horváth's und Gorove's ennupirte Andrassy stets, ja er hatte auch für Eötvös nur als poetischen Enthusiasten Verständniss, er fühlte sich im Reichstage am wohlsten, wenn man ihn angriff, denn er ist der Meister treffender Paraden, seine Antworten sind scharf wie ein Rasirmesser, unerwartet und glänzend wie der Blitzstrahl. Solche Eigenschaften schaden der Einheit der Regierung; wie stark dieselbe auch nach aussen und nach unten war, nach innen hörten die grösseren und kleineren Streitigkeiten niemals auf, die Ministerkonferenzen waren endlos, und als der Präsident des Konseils das Opfer

Palais mit dem Wiener vertauschte, war sein ursprüngliches Kabinet schon lange gestorben.

IV.

Lónyay war der erste bemerkenswerthe Minister, der aus dem Kabinet ausgetreten war, Nach dem Tode Beke's hatte man ihm in Wien das Portefeuille des gemeinsamen Finanzministers übertragen, damit der Dualismus auch dort zum Ausdruck gelange. Auch Mikó mochte nicht weiter die Last der Verantwortlichkeit für das Vorgehen seines Staatssekretärs tragen und sein Nachfolger Gorove verwaltete das Kommunikationsministerium ebenfalls nicht lange, Ludwig Tisza löste ihn ab, denn Andrassy befolgt gern den Grundsatz des grossen Oxenstierna: „Parva sapientia regitur mundus.“ Wenckheim und nach ihm Rajner erkrankten unter der Last ungewohnter Bureauarbeit, die schwachen Nerven Balthasar Horváth's ertrugen weder die fortwährenden Kothwürfe der äussersten Linken, noch die unersättlichen Forderungen der Mameluken bei Feststellung der Zahl und der Amtssitze der Gerichtshöfe; als Graf Lónyay aus Wien zurückkam, vertrat nur noch Eötvös das ursprüngliche Ministerium der Deákpartei, neue Männer sassen in den Sammtfauteuils, Kerkápolyi und Wilhelm Tóth, Bittó und Szlávy, Ludwig Tisza und Szende, nicht Lónyay's ehemalige Kollegen, sondern ein zweiter Schwarm aus dem Bienenkorb der Deákpartei, welcher zu dem neuen Ministerpräsidenten kein Vertrauen hegte, wie auch dieser keine Sympathie für ihn fühlte. Die allgemeine Aenderung des Kabinetes war indessen nicht rätlich, denn das natürliche Ende des Reichstages nahte, und es gab noch viele Fragen zu lösen, während die Opposition in Aussicht der Neuwahlen wüthender denn je kämpfte, nicht einmal Tisza und Ghyczy verhinderten die Todtrede-Taktik der äussersten Linken, ja sie selbst nahmen Theil an ihr.

Das Ende des Reichstages war erregt und stürmisch, al-

lein die Wahlen gaben wieder der Deákpartei die Majorität und verurtheilten ein zweites Mal Tisza's Politik.

Wenn Lónyay's Kabinet schwächer war als das erste Ministerium, so war auch der neue Reichstag schwächer als sein Vorgänger, die Zahl der Mameluken nahm zu, allein ihre Intelligenz reichte nur bis an das Niveau der Komitatsstuhlrichter; die anständigeren waren schon unter Andrassy in den Ministerialbureaux, bei der Kurie, bei den Gerichtshöfen versorgt, es kam aber jetzt eine neue Abart zum Vorschein, die später unter dem Namen der „Souperpartei“ bekannt wurde und die mehr Lónyay's Person, als der Regierung anhing. Auch die konservative Fraktion der Deákpartei erstarkte und fand ihren Führer in einem ausgezeichneten Staatsmanne, dem Baron Sennyey, der unmittelbar vor dem Ausgleich als Tavernikus die inneren Angelegenheiten des Landes geleitet hatte und der jetzt die schweisgsamen Stühle des Oberhauses mit den geräuschvollen Bänken des Abgeordnetenhauses vertauschte. Bald darauf starb auch durch die parlamentarischen Debatten erschöpft der edle Eötvös, dieser Letzte von Lónyay's alten Kollegen.

Das Urtheil des grossen Publikums ist oft ungerecht, es liebt nicht selbständig zu denken, es scheut die Verantwortlichkeit und fühlt darum die Nothwendigkeit eines Führers, dem es nachgehen kann, und wenn ein Unheil geschieht, sucht es einen Sündenbock, auf dessen Haupt es seine Verwünschungen regnen lassen könne. So erging es auch Lónyay, obgleich er den Reichstag mehr als einmal zur Sparsamkeit und zur Vorsicht bei zweifelhaften Investitionen ermahnt hatte. Freilich pflegte er dies nur in seinen grossen Reden zu thun, in konkreten Fällen entfaltete er keinen genügenden Widerstand gegen die verschwenderischen Neigungen seiner Kollegen und des Reichstages, Neigungen, die im Charakter unserer Nation gelegen sind und welche durch den in ganz Europa herrschenden Schwindel gesteigert wurden. Die Luft war mit Optimismus geschwängert, die industriellen und finanziellen Unternehmungen wuchsen überall gleich Pil-

zen aus dem Boden, der Reichthum schien im Bereich der Nationen und Individuen zu sein, jeder machte Pläne, Bauten, Unternehmungen, die Schätze lagen ja auf der Gasse, man musste sie nur aus dem Koth aufheben und dieser eingebildete Reichthum gelangte auch in der Steigerung der Landeseinkünfte zum Ausdruck. Allein auch bei dem zeitweiligen Wohlstand — die Eisenbahnbauten allein brachten an Expropriationssummen und Arbeitslöhnen Millionen in das Land — war das ungewöhnlich strenge Anziehen der Steuer-schraube unbequem, das linke Zentrum stürmte fortwährend gegen die Regierung an und ersah sich besonders Lónyay als Ziel seiner Angriffe, denn die neuerworbene Grafenkrone hatte ihm dem Mitteladel entfremdet, die übertriebenen Nachrichten von seinem materiellen Aufschwung aber gaben Gelegenheit zum Neide, ja es fanden sich Leute, die den Koth der Verdächtigung in das Haus trugen und den Regierungschef damit bewarfen. Lónyay glaubte, die Genugthuung, welche die Majorität ihm gewährte, sei ungenügend, die Vertheidigung von Seite seiner Partei und Kollegen sei nicht genug warm, das Vertrauensvotum der Partei nicht ernsthaft gemeint. Der Grund dazu lag in jenem ungesunden Verhältniss, welches zwischen dem Präsidenten und den Mitgliedern des Kabinetts bestand. Die Minister wussten, dass Lónyay sie nur aus Nothwendigkeit behalte, weil er keine allgemeine Krisis hervorrufen wollte, sie wussten, dass er sie einzeln nach und nach durch andere Minister ersetzen werde, auf die er fester bauen könnte. Sie verbanden sich daher solidarisch, so dass sie alle zurückzutreten hätten, wenn einer von ihnen entfernt werden sollte. Einer solchen Liga gegenüber konnte der Ministerpräsident keine andere Antwort haben, als jene, sie alle sofort zu entlassen und ein neues Kabinet zu bilden; dies wäre aber sowohl nach oben, wie nach unten auf tausend Schwierigkeiten gestossen und Lónyay besass nicht den Muth und die Entschlossenheit, den Kampf aufzunehmen und dem Verlauf der Angelegenheiten eine neue Wendung zu geben. Er wollte den Lauf der Ereignisse abwarten und be-

merkte nicht, dass sein Fall von diesem Augenblick an unvermeidlich geworden war, denn die Minister erwarben sich in der Partei mehr Anhänger als er, die Majorität sucht im Regierungschef Energie, wenn sich diese in ihm nicht findet, lässt sie ihn fallen; nach anderthalbjähriger Regierung gab Lónyay seine Demission.

V.

Das Kabinet Szlávy war wieder ein schwächeres, als das vorhergegangene; Bittó war noch unter Lónyay zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt worden, seinen Platz füllte der Fachgelehrte Pauler aus, das Unterrichts-Portefeuille übernahm Trefort, das Handelsministerium Graf Josef Zichy. Szlávy ist in jeder Hinsicht einer der achtungswerthesten Charaktere, von hoher Bildung, er versteht den Geschäftsgang, sieht leicht die Fehler der Regierung ein, sein taktvolles Vorgehen macht ihn allgemein beliebt, allein er passt nicht zum Parteiführer, denn er besitzt weder die Ambition, noch die politische Energie, die vor der Verantwortlichkeit nicht zurückschrecken. Der unerschütterliche doktrinaire Optimismus Kerkápolyi's setzte die verschwenderischen Investitionen und die prunkvollen Bauten fort, z. B. das auch jetzt noch leer stehende Riesen-Zollamt, obgleich die europäische Krise bereits eingetreten war, das Blendwerk war zerstreut, die Seifenblasen geplatzt, im Budget hatte sich ein enormes Defizit eingefunden, ein Zusammensturz folgte dem andern. Das Geld wurde theurer, die Noth der Regierung wuchs ihr über den Kopf und so ward der Finanzausschuss zum Herrn der Situation, eine unverantwortliche, mehrköpfige Regierung, deren oft unausführbare Beschlüsse Szlávy widerspruchlos annahm und durch sein Kabinet auszuführen bemüht war, selbst wo dies unmöglich war. Der Konseilspräsident bemühte sich nicht einmal, die ihm gebührende Führerrolle zu bewahren, hielt in jeder Frage eine Parteikonferenz ab und erklärte sich bereit, von der Parteimajo-

rität Instruktionen nicht blos hinsichtlich der Hauptprinzipien, sondern auch bezüglich der Details entgegenzunehmen, während es auch den Fachministern, die sich streng in der Sphäre ihres Faches bewegten, nicht einmal einfiel, die den Händen des Ministerpräsidenten entgleitende Führerrolle dem Kabinet zurückzuerobern.

Je mehr der durch die Partei auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten geübte Einfluss wuchs, desto schwächer war ihr inneres Zusammenhalten, die Hauptmasse der Partei blickte misstrauisch auf Lónyay und die schweigsame „Souper“ Partei, und auf die sichtliche Unzufriedenheit der konservativen Fraktion, welcher Sennyey zeitweise in einer grossangelegten Rede sogar Ausdruck verlieh; allein Sennyey ist kein Staatsmann, der eine lebensfähige Fraktion allmählig zu einer grossen Partei und zur Majorität zu erziehen wüsste, man billigte seine Kritik, anerkannte seine Rhetorik, sein Name erschallte im ganzen Lande, aber er selbst wurde nach jeder Rede krank; weder seine aristokratischen Formen, noch seine physische Schwäche passten in ein Haus, wo es Jene am weitesten bringen, welche die Mittelmässigkeit nur um einen Zoll überragen. Allein bei alldem, dass der Samen der Auflösung in der Deákpartei üppig keimte, begann auch die Opposition ins Weichen zu gerathen; drei oder vier Mitglieder traten aus ihren stark disziplinierten Reihen, welche das Kreuzfeuer gegen die Regierung unablässig erneuerten, Tisza aber drängte seine ursprünglichen Biharer Punkte stets in neue Formeln. Seine Hofzeitung warf einen Schleier auf jene Zeiten da seine Partei in einem Fackelzuge am Donauquai demonstirte, „damit man es von der Ofner Burg aus sehe“, und da Ghyezy an Kossuth im Namen der Partei Begrüssungstelegramme sandte; jetzt war er im Gegentheil stets bemüht nachzuweisen, dass seine Partei wirklich regierungsfähig sei. Inzwischen war die Finanznoth immer grösser geworden, alle Hoffnungen Kerkápolyi's wurden zunichte, seine Berechnungen täuschten ihn, er musste ein grösseres Anlehen mit kurzer Verfallszeit abschliessen, um die laufenden Ausgaben

decken zu können. Ghyczy, als neuer Curtius, erklärte sich bereit, sich selbstaufopfernd in den finanziellen Abgrund zu stürzen, um das Vaterland zu retten, allein dies nur unter der Bedingung, dass ein anderer Augur ihm den Segen ertheile, nicht Szlávy; dieser trat also gern zurück, Bittó wurde Konseilspräsident, Graf Szapáry Minister des Innern, Bartal Handelsminister.

Bittó's persönliches Ansehen war nicht so gross, als jenes Szlávy's, auch seine Bildung nicht so vielseitig, doch er passte eher zum Führer, als seine Vorgänger, er entwickelte eine vielgeschäftige Thätigkeit, er kannte die Parteitaktik, er umgab sich nicht mit schmeichlerischen Höflingen, ja er wagte es auch zu befehlen, dennoch vermochte er den Auflösungsprozess nur zu verzögern, nicht zu verhindern: nach oben aber verschwand das Ansehen des Ministerpräsidenten gänzlich; von jener einflussreichen Stellung, die Andrassy Beust gegenüber einzunehmen wusste, war keine Rede mehr; es ward zur Gewohnheit, dass man auf dem St. Georgsplatze nicht wusste, ja nicht einmal aus Neugierde fragte, was im Ballplatz-Palais in Wien geplant werde. Hier aber bereiteten sich grosse Dinge vor; das Dreikaiser-Bündniss war schon eine vollendete Thatsache, Andrassy war in Petersburg mit grosser Auszeichnung empfangen worden, Se. Majestät hatte Dalmatien besucht, wo seine Gegenwart grossen Enthusiasmus hervorrief und bleibende Spuren hinterliess, die süd-slavische Frage begann zum Vorschein zu kommen. All'dies störte Bittó's Träume nicht; er hatte mit der Partei allerhand Scherereien. Csemeghy urgirte, dass man sein die längste Zeit fertiges Meisterstück, das Strafgesetzbuch endlich einmal auf die Tagesordnung setze, das Budget rief noch immer ernste Besorgnisse hervor, Ghyczy hatte zwar die Luxussteuern erfunden, und sparte, wie nur möglich, allein die laufenden Ausgaben deckte er dennoch nur in der Weise Kerkápolyi's mit schwebenden Schulden, um deren Preis er in die Bahnlinie Temesvár-Orsova einwilligte; Szapáry verwickelte sich in die Dornen der Komitatsgrenzen-Rektifizirung, Trefort

baute Schulen, Gymnasien, Universitätssäle, Bibliotheken, mit einem Worte Bittó und sein Kabinet waren ehrlich bemüht, die Schwierigkeiten der Lage zu bekämpfen, allein sie nahmen es nicht wahr, dass der Stolz der Nation durch das ungenügende Niveau der Talente dieser Regierungsmänner verletzt sei, die Deákpartei war durch die Schweregeburt von vier Ministerien geschwächt, und hatte ihr Selbstvertrauen verloren, bei alldem, dass schon jeder Mameluk sich eben damals für ministerfähig hielt, als das erste Dezennium des Deák'schen Ausgleiches mit raschen Schritten zu Ende ging und die öffentliche Meinung eine starke Hand suchte, welche die voraussichtlichen österreichischen Prätionen zu zügeln fähig wäre.

VI.

Tisza benützte diese unbehagliche, erwartungsvolle Stimmung der Nation und des Reichstages, um sich in den langersehnten rothen Sammtfauteuil setzen zu können; sein Blatt hatte schon früher die alten Grundsätze der Partei einer „löcherigen Haselnuss“ verglichen, er selbst erklärte in einer bedeutenden Rede, dass er bereit sei, dieselben im Interesse des Vaterlandes zeitweilig zu suspendiren, und an die Rettung des Vaterlandes aus den Finanznöthen zu schreiten. Seine Rede war eine glänzende Illustration der französischen Oppositions-Maxime: „Ote-toi, que moi je m'y mette“ (scheere dich weiter, dass ich mich an deinen Platz setze). Die Regierung erfasste nicht sofort die Tragweite dieser Rede, sie bemerkte nicht, dass — der Tiszastrom im Anschwellen sei, und hielt noch Beratungen darüber, was zu thun wäre, bis sie endlich einsah, dass die öffentliche Meinung die Fusion schon über die Köpfe der Minister hinweg angenommen habe. Nun gab auch Bittó seine Demission, Baron Béla Wenckheim wurde der nominelle Ministerpräsident, thatsächlich war es schon Koloman Tisza.

Sie traten die Macht an, für Tisza begannen die ihm bisher unbekannten Regierungsschmerzen, er zählte die Häupter seiner Lieben und siehe, er fand nur zwei, denen er ein Ministerportefeuille anvertrauen konnte: Baron Ludwig Simonyi und den armen Thomas Péchy; er musste also mit Jenen die Regierung führen, mit denen er seit Jahren im Kriege gelebt hatte, Deák's Liebling, Koloman Széll, übernahm die Finanzen, Béla Perczel, der geschickte Präsident des Abgeordnetenhauses, das Justizportefeuille, allein Graf Szapáry, Pauler und Graf Josef Zichy mussten austreten, mit ihnen litt es Tisza nicht, der nicht ahnte, dass noch eine Zeit kommen werde, da er zweien von ihnen Portefeuilles anbieten würde, um sein Kabinett zu stärken.

Die Fusion hatte die Stellung der Parteien verändert, das gesammte linke Zentrum hängte seine Fahne in den Kasten, rief sie mit Kampfer ein, damit die Prinzipien nicht „schäbig“ würden und ging zu den alten Feinden, zur Deákpartei über; hiedurch fanden beide Parteien ein Ende, sie nahmen jetzt Beide die Bezeichnung liberale Partei an, ohne jedoch liberal zu sein, nur verdoppelte sich die Anzahl der Mameluken eben damals, als die Sparsamkeitspolitik die Anzahl der Beamten zu reduzieren begann: Sennyey und seine konservative Fraktion wollten indessen in die Fusion nicht einwilligen, nicht einmal um den Preis eines Portefeuilles, welches Tisza ihnen zur Verfügung zu stellen bereit gewesen wäre; zum Bedauern eines grossen Theiles der Deákpartei traten sie aus dem Verbande derselben, und konstituirten sich in selbstständiger Weise, was ihrem Privatcharakter mehr zur Ehre gereichte als ihrem politischen Takt. Die Wahlen verliefen dieses eine Mal ohne jede Regierungspression, fast überall kamen die ehemaligen Abgeordneten zurück, die alte Deákpartei war auch jetzt noch in der Majorität, froh, wieder Jemanden zu haben, der sie der lästigen Nothwendigkeit des Nachdekens überhob. Das Land knüpfte an die Fusion grosse Hoffnungen; viele erwarteten es von Tisza, er werde die freisinnigere Fraktion der Deákpartei um sich schaaren und mit liberaler nationaler Politik das Land

kräftig regieren; sie täuschten sich gewaltig, denn Tisza fühlte sich im Kreise der Mameluken wohler, besonders unter jenen des alten linken Zentrums, dies war sein geliebter Generalstab, denn bei seiner gewaltigen Majorität hatte er keinen geschickteren nöthig. Er selbst glaubte, dass er an der Spitze einer so mächtigen Partei den neuen Ausgleich in Wien leicht erzwingen werde, und besonders die selbstständige ungarische Bank, auf die er das Hauptgewicht legte. Er hoffte nach seiner besten Ueberzeugung, dass er hinsichtlich aller dieser Fragen ein günstigeres Resultat werde erzielen können, als es die Staatsmänner der alten Deákpartei zu erreichen im Stande gewesen wären. Er kündigte auch sofort den Handelsvertrag mit Oesterreich, glaubte die Verträge mit dem Auslande auf freihändlerischer Basis erneuern zu können, und liess es sich gar nicht träumen, die 80 Millionen-Bank-Schuld zu übernehmen. Dies Alles sagte er auch in gutem Glauben frei heraus und zweifelte gar nicht daran, dass er sein Wort einlösen könne, denn Tisza besitzt eine grosse Meinung von sich und seiner Stellung, so sehr, dass er einmal im Hause erklärte, ohne seine Einwilligung könne auch nicht ein einziger Soldat über die Grenze marschiren. Der Reichstag klatschte ihm Beifall, in Wien zürnte man, allein die Nation war erfreut über dieses stolze Wort, dessen man sich unter den Szlávy's und Bittó's schon entwöhnt hatte. Allein diese politischen Luftschlösser Tisza's wurden eben so schmählich zerstört, wie seinerzeit Kerkápoly's Finanzpläne; die raue Wirklichkeit entsprach den Erwartungen des Ministerpräsidenten nicht, das österreichische Kabinet, mit dem er sich einigen musste, gestand es offen ein, es könne wahrlich auf keine sichere Majorität rechnen, und dass es deshalb kaum wisse, was es im Reichsrathe durchzuführen im Stande sein werde, eben deshalb traf es zwar verschiedene Abkommen, zog jedoch nachher sein Wort zurück, und schloss wieder Uebereinkünfte ab, um dieselben wieder zu verändern, es fand in seiner anerkannten Schwäche seine Stärke, mit der es schliesslich unsere Regierung auf die schiefe Ebene der Compensation brachte, auf die Finanzzollsätze, auf die neue

Sanktionirung des Schutzzollsystems, auf die aus bloß finanziellen Gesichtspunkten zu geschehende Revision der Zucker- und Branntweinsteuer, um dadurch die Frage der Restitution auszugleichen. Zum Schlusse fiel auch die selbstständige ungarische Bank weg; ja wir acceptirten sogar den Perzentualtheil der Bankschuld von 80 Millionen; die Cisleithaner siegten auf der ganzen Linie, und bei alldem klagten sie auch noch, wie sie denn immer klagen werden, denn ihren geheimen Wunsch, den Sturz des Dualismus und die Zentralisation des österreichischen Gesamtreiches vermochten sie nicht zu erreichen. Alles dies erkennt die Regierung selbst an, die Minister leugnen es nicht, dass der Ausgleich schlecht sei, allein sie sagen, auch ein Anderer hätte ihn nicht besser gemacht, und die des selbstständigen Denkens ungewohnte Partei greift das Wort auf, und verkündet überall Tisza's Ruhm „der den Ausgleich so gemacht habe, wie ihn kein Anderer besser hätte machen können“. Wir aber sagen, kein Anderer hätte ihn schlechter machen können, ja dass es sogar nicht so schwer gewesen wäre, denselben besser zu machen. Viele, unter ihnen Bittó und Szlávy fühlten es, ja sie sagten es auch, dass Tisza den unglückseligen Ausgleich nicht an dem rechten Ende begonnen habe, denn mit jener Verachtung, mit der ein ungarischer Grundherr auf den Dorfjuden blickt, hat Tisza, dem der überwiegende Einfluss der finanziellen Kreise in Wien unbekannt war, die Bankfrage für zuletzt gelassen, und er konferirte hinsichtlich desselben auch nicht mit Lucam und Wodianer, sondern nur mit Pretis und Chlumeczky. Jedermann wusste, dass der ungarische Ministerpräsident auf die selbstständigen ungarischen Bank grosses Gewicht lege, und dass er die Ueberrahme der 80 Millionen Schuld für einen Unsinn halte; man fürchtete in Wien also, hinsichtlich dieses Punktes könnte es ihm gelingen, einige Vortheile zu erringen, und man sicherte sich auch deshalb schon im Vorhinein in den anderen Ausgleichspunkten die entsprechende Kompensation; so zogen und dehnten sich die Verhandlungen zwei Jahre lang, obgleich der Reichsrath noch gar nicht gesprochen hatte, nur der Ausschuss

desselben Schwierigkeiten machte, bis endlich die Niederlage eine vollkommene war, und man auch in der Frage der Bank und der Bankschuld den österreichischen Forderungen nachgeben musste. Als jedoch hinsichtlich dieses Punktes das Uebereinkommen abgeschlossen war, machte der Reichsrath nicht die geringste Schwierigkeit mehr, seine Majorität nahm alle ministeriellen Vorlagen vom Kaffee bis zu den Bank-Vizegouverneuren an. Wenn Tisza die Verhandlung am andern Ende beginnt, hinsichtlich der Bank sich mit Lucam und Wodianer verhält, und freiwillig das acceptirt, worauf er schliesslich denn doch eingehen musste, dann wäre die Opposition der Finanzkreise von vorneherein beruhigt worden, das Opfer hätte den Zorn der Geldmächte besänftigt und der Ministerpräsident hätte die übrigen Fragen in günstigerer Weise erledigen können. Er hatte beim Ausgleich thatsächlich kein Glück, denn dieses ist dem Kühnen manchmal, allein dem Geschickten oftmals hold, die Geschicklichkeit aber war dieses eine Mal auf Seiten der Oesterreicher. Allerdings ist in jenen Fragen, die ihrer Natur nach gemeinsam sind, obgleich das Gesetz sie nicht als gemeinsam bezeichnet und nur fordert, dass sie in beiden Theilen der Monarchie nach identischen Prinzipien geordnet werden. die Stellung eines ungarischen Ministers ungünstiger, denn die Fachorgane des österreichischen Ministers kennen in Folge der Praxis und des Studiums vieler Jahre die volle Tragweite einer jeden Frage bis zu den kleinsten Details, während bei uns die praktische Ausbildung des Fachwissens fehlt. Im gegenwärtigen Falle war indessen der Mangel dadurch noch fühlbarer, dass wir während der ganzen Ausgleichs-Periode weder einen Handelsminister noch einen Staatssekretär für Handel hatten; Baron Ludwig Simonyi trat in Folge prinzipieller Differenzen aus dem Ministerium, Eduard Horn starb, der eine Matlekovies hatte sich mit den österreichischen Ministern zu messen. Tisza hielt dies auch für hinlänglich und ernannte keinen neuen Minister, denn er duldet nicht mehr Intelligenz um sich, als es unumgänglich nothwendig ist. Drei Jahre hindurch führte er das Ministerpräsidium und das Portefeuille des In-

nern, er trug die ganze Last der Ausgleichsverhandlungen, er vertheidigte das Kabinet im Reichstage; nur in finanziellen Fragen stand ihm Koloman Széll bei, dessen ehrliches Bemühen, humane Vorgehen, genaue Sparsamkeit und das handgreifliche Resultat der letzteren Jedermann anerkannte. Bei alledem geniesst Tisza bei seiner Partei einen grossen Ruf, man lobt seine Energie, die längst zur Gewaltthätigkeit geworden ist, man freut sich dessen, dass er oben gerne gesehen ist — das Schicksal eines jeden Höflings, dem der Wunsch als Befehl gilt; Tisza aber hatte auch in den jetzt in den Vordergrund getretenen auswärtigen Angelegenheiten niemals widersprochen. Dass er beim Ausgleich eine glückliche Hand gehabt hätte, wagen selbst seine Getreuen nicht zu behaupten, ja auch was die Administration betrifft, schweigen sie lieber von seinen Fähigkeiten, denn wahrlich, sein ureigenes Kind, der Verwaltungsausschuss und die Einverleibung der Städte in die Komitate, wodurch er in die Komitatskonstruktion neues Leben giessen, und den Kleinadel durch das bürgerliche Element paralysiren wollte, erwies sich dennoch als eine Missgeburt und hatte kein anderes Ergebniss, als dass nun Jedermann es einsieht, der Obergespan sei kein Dignitarius mehr, sondern ein blosser Beamter, ein Agent des Ministers, der Vollstrecker der Regierungspolitik und nicht mehr Kontrolleur der Komitatsverwaltung, den man also schwerlich lange mehr im Oberhause dulden kann. In Folge des Vorgehens Tisza's wurde also sowohl die Komitats- wie die Oberhaus-Reform unaufschiebbar.

Bei solchen Fehlern ist es natürlich, dass die ungeheure Regierungsmajorität allmähig und beträchtlich abnahm, dass von den alten Deákisten die jüngeren die Regierungspartei verliessen, dass sogar Bittó eine Stellung ausserhalb der Parteien einnahm, dass Szlávy murrte, Csengery den liberalen Klub nicht besucht, ja dass sogar Falk zweimal wöchentlich oppositionelle Leitartikel schreiben lässt. Allein die Fehler beim Ausgleich und in der allgemeinen Verwaltung traten jetzt alle in den Hintergrund, seitdem die auswärtigen Angelegenheiten alle übrigen Fragen beherrschen, diese veränderten die Stim-

mung des Landes, denn sie stellten auch das in Frage, was wir bis jetzt als unverrückbar hielten: den Dualismus.

VII.

Der Krimkrieg schlug dem Selbstgeföhle der Russen eine tiefe Wunde, sie mussten es erfahren, dass man im Kriege nicht nur gewinnen, sondern auch verlieren könne; der Czar beherrschte nicht mehr die europäische Politik, die Grenzen des Reiches wurden zurückgerückt, zum ersten Male seit Peter dem Grossen. Nicht einmal die stählernen Nerven des Czaren Nikolaus vermochten diesem Schlage zu widerstehen, sein Herz brach, als die Türken Eupatoria einnahmen. Sein Sohn Alexander glich ihm nicht; sein schwärmerisches, mystisches Gemüth wiegte sich in dem Lieblingstraum, er sei der Friedensengel, der Europa den Segen der Ruhe bringen werde. Allein auch er fühlte die Schmach der Demüthigung seines Volkes und wendete alle seine Kraft an die Heilung der blutenden Wunden seines Reiches. Aus den Finanzwirren half die Sparsamkeit und das Zurückziehen von allen europäischen Intriguen, ein grossartiges Eisenbahnnetz verband die Hauptstadt mit den Grenzen des Reiches und erschloss dem Binnenland den Weg zum Meere, die Befreiung der an die Scholle gebundenen Leibeigenen ruinirte zwar den ärmeren Adel, gab aber Millionen den Antrieb zu grösserer Thätigkeit, die Oeffnung der Universitäten für Jedermann — denn unter Nikolaus war der höhere Unterricht nur den Söhnen des Adels und selbst diesen nur in beschränkter Anzahl gestattet — verbreitete die Aufklärung in weiteren Kreisen; hiez zu kam die freiere Bewegung der Presse, ja der Czar wollte sich sogar mit Polen aussöhnen und die Pläne des Marquis Wielopolski fanden bei ihm billigende Aufnahme.

All'dies erweckte in Europa sympathische Aufmerksamkeit, man verherrlichte ihn als Befreier seines Volkes aus den Banden des Feudalismus und der Rohheit, die Diplomaten aber, die den Instinkt des Raubthiers kennen, fanden nur, „dass Russland

sich zurückziehe, um besser springen zu können.“ Der Plan des Czaren gelang nicht. Die Verschwörer der europäischen Demokratie, an ihrer Spitze Mazzini, verhinderten die Aussöhnung mit Polen, die Empörung kam zum Ausbruch und ward mit eiserner Faust unterdrückt. Muravieff löste den Marquis Wielopolski ab, Polen ertrank im Blute seiner Söhne. Dies war der Wendepunkt in Alexander's Politik. Die zeitweilig ausser Anwendung gekommenen Regierungsmaximen des Czaren Nikolaus traten wieder in's Leben, die geheime Polizei wurde wieder fürchterlich. In Asien dehnte das Reich seine Grenzen bis zur chinesischen Wüste aus, und eroberte Schritt für Schritt die Khanate Mittelasiens, Bokhara, Kokhand, Khiva und der Rubel ging wieder auf Reisen nach der Balkanhalbinsel, während Russland für kontinentale Verhältnisse gleichgiltig und neutral schien. Es sprach kein Wort, weder als Napoleon, mit Italien verbündet, Oesterreich aus der Lombardei hinausschlug, noch, als die italienischen Fürsten einer nach dem andern ihre Kronen verloren, die Revolution erfüllte den Czar nicht mehr mit Abscheu und Grimm, ja als die Preussen Oesterreich angriffen und deutsche Fürsten ihrer Throne beraubten, lockerte auch dies nicht die Bande der innigen Freundschaft, die den Petersburger an den Berliner Hof knüpften; beide hatten einander sehr nöthig.

Damals wurde Beust österreichischer Minister des Aeussern. Seit jeher ein geistreicher aber unglücklicher Gegner Bismarck's, von dem die Diplomaten sagten, er sei ein ausgezeichneter Spieler, nur bekomme er stets schlechte Karten. Ihn erfüllte die herzliche Eintracht der beiden nordischen Mächte mit Besorgniss; eine Eintracht, welche schon vor dem französischen Kriege entscheidenden Einfluss auszuüben im Stande war und wohin sie sich auch wendet, immer österreichische Interessen verletzt. Dagegen könnte die österreichisch-ungarische Monarchie nur durch ein Bündniss der gesammten übrigen Regierungen gerettet werden; allein England ist eine Weltmacht, keine ausschliesslich europäische und kümmert sich nicht viel um den Kontinent. Italien besass Rom noch nicht und war deshalb nicht verlässlich, eine blosser Allianz mit Frankreich aber zieht sofort

die russisch-preussische Liga nach sich. Beust schrieb also die Politik der Freien Hand auf seine Fahne, um nicht eingestehen zu müssen, dass die österreichisch-ungarische Monarchie isolirt sei. Nachdem er sich überall nach Allirten umgesehen hatte, seufzte er schmerzlich auf: „Ich suche Europa und finde es nirgends“.

Uebrigens war auch er bestrebt, dass die österreichisch-ungarische Monarchie ihren Verlust so bald als möglich verwinde, er vermittelte mit grosser Geschicklichkeit den Ausgleich mit Ungarn und als der innere Friede wieder hergestellt war, wollte er, im Vorgefühle des Auftauchens der orientalischen Frage, der Monarchie bei jenen Völkern Freunde erwerben, deren einzige Hoffnung bisher Russland gewesen. Serbien wollte er damit verpflichten, dass er die Türkei bewog, ihre Besatzung aus der Belgrader Citadelle zurückzuziehen, ja sogar ihrem Besatzungsrechte zu entsagen.

Die Serben nahmen das angenehme Geschenk sogar aus österreichischer Hand gerne an, allein deshalb liebäugelten sie dennoch nur mit Petersburg, wissend, dass sie eine Führerrolle und entscheidenden Einfluss nur in dem durch den weissen Czar geschaffenen südslavischen Reiche erlangen könnten; wenn die österreichisch-ungarische Monarchie die südslavische Idee erfasst, dann regieren den neuen Staat die Kroaten, die Dalmatiner, die Czechen, besonders aber die Grenzer-Generäle und Offiziere, nicht die Serben. Bei Nationen, welche die Herrschaft aspiriren, kann man für kleine Dienstleistungen weder Dankbarkeit, noch aufrichtige Freundschaft erwarten.

Beust hätte indessen auch mit Russland gerne Freundschaft geschlossen, trotzdem er vergass, dass ein giltiger Pass nach Petersburg nur in Berlin visirt werden könne; als nun Gortschakoff den preussisch-französischen Krieg dazu benützte, um den Grossmächten zu erklären, dass er einen Punkt des Pariser Friedensvertrages nicht mehr für Russland verbindlich halte und dass dieses im Schwarzen Meere auch Kriegsschiffe zu halten beabsichtige, war Beust der Erste, der im Namen der österreichisch-ungarischen Monarchie hierin einwilligte. Die Kündi-

gung des einen Punktes des Pariser Friedens hatte indessen hinlänglich bewiesen, dass der Czar auch die übrigen Punkte nicht lange mehr in Ehren halten werde und dass die Orientkrise sich nähere.

VIII.

Kaum hatte Andrassy das Portefeuille des Auswärtigen in Besitz genommen, verlockte Bismarck ihn sogleich zur Parteinahme für die russischen Anschauungen. Die Begegnung der drei Kaiser fand statt und da ein schriftlich abgefasster Vertrag alle jene Besorgnisse und Antipathien wiederbelebt hätte, die am Anfang des Jahrhunderts die sogenannte heilige Allianz ebenderselben drei Mächte erzeugt hatte, so wurde keinerlei Vertrag geschlossen, das gegenseitig gegebene kaiserliche Wort ist olnehin sicherer als welch' immer goldene Bulle: der Form nach bestand also kein Bündniss, allein es bestand ein Einvernehmen hinsichtlich des Zweckes, der kein anderer sein konnte, als die Annullirung des Pariser Friedens und die Besserung und Sicherstellung des Loses der christlichen Völker in der Türkei, sei es auf friedlichem Wege, sei es mit Gewalt; dies war der Czar dem grossen Andenken seines Vaters und dem Selbstgefühl Russland's schuldig. Andrassy ging nach Petersburg und wurde mit Auszeichnung empfangen; er hatte Gelegenheit, die Fragen mit Gortschakoff auch in den Einzelheiten zu besprechen und er fühlte, dass hieraus eine ernstere Krise sich entwickeln könne, welche in die „Interessen-Sphäre“ der Monarchie eingreifen könnte; es war daher nothwendig, angesichts der Eventualitäten diese Interessen-Sphäre im Grossen und Ganzen zu bestimmen, allein wir können kaum glauben, dass Graf Andrassy den ganzen Plan im Einzelnen besprochen habe; denn da er sich zum Prinzip der Politik von Fall zu Fall bekannte, behielt er sich auch die Entschliessung von Fall zu Fall vor. Eine solche Politik verglich Graf Stephan Széchenyi schon in alten Zeiten der Methode eines Arztes, der seinem Patienten, weil er sah, dass er fror, kräftigen Wein ver-

schrieb und nach einer Stunde als der Kranke an Hitze litt, demselben Eisumschläge auf den Kopf legen liess, ohne wahrzunehmen, dass die Krankheit ein Fieber sei. Der Minister des Aeussern traute dem Dreikaiser-Bündniss nicht ganz vollkommen, allein er beruhigte sich selbst, ja er sagte es auch, in Indien würden wilde Elefanten so gezähmt und aus der Wildniss in den Stall geführt, dass zwei zahme Elefanten den wilden zwischen sich nehmen und scheinbar dessen Richtung folgend, ihn bald drängend bald nachgebend dorthin treiben, wohin sie wollen; auf diese Weise würden also auch Bismarck und Andrassy dem Fürsten Gortschakoff die Richtung geben. Das Bild war treffend, nur bemerkte Andrassy es nicht, dass der wilde Elefant, den man dorthin treibt, wohin zu gehen er keine Absicht hat, nicht Gortschakoff, sondern er selbst sei. Ihm waren die türkischen Verhältnisse auch aus eigener Erfahrung hinlänglich bekannt, er war ja im Jahre 1849 Kossuth's Vertreter in Konstantinopel und hatte dort die apathische Sorglosigkeit, die rücksichtslose Habgier, die unergründliche Korruption der Stambuler Effendi-Regierung gesehen, die seither, wie er während seiner Reise nach Egypten beobachten konnte, unter einem wahnsinnigen Sultan gewachsen war; allein andererseits kannte er die Mässigkeit und Nüchternheit, die Reinlichkeit und Ehrlichkeit der Türken, Eigenschaften, die diese Nation über den tragen, zum Raube geneigten Südslaven, den feigen, wenn auch fleissigen Bulgaren, den listigen, doch gelehrigen Griechen erheben; aus diesem Grunde schien Andrassy nicht zu glauben, was ihm Jeder sagte, der aus Konstantinopel zurückkam, dass die dortigen Verhältnisse unhaltbar seien, dass unter den christlichen Völkern hier der Rubel auf Reisen, dort die russischen und serbischen Wühlereien das Nationalitätsgefühl, den Glaubensfanatismus und das Proletarier-Gelüste, endlich auch einmal ein Herr zu sein, erweckt hatten, denn im Orient versteht man den Panslavismus in der Weise, dass der Slave zum Herrn, der Türke zum Sklaven werde. Zudem nahmen die selbstsüchtigen Pfortenpascha's auch von den Russen Bestechung an. Andrassy pflegte auf derlei Dinge lächelnd zu antworten, solche Be-

richte über die Unhaltbarkeit der türkischen Verhältnisse und über die Auflösung des türkischen Reiches habe das auswärtige Amt schon vor hundert Jahren erhalten, und das türkische Reich bestehe noch immer; der oberflächliche Beobachter sehe zwar die Fäulniss in der Hauptstadt, allein er wisse nicht dass der Körper noch gesund sei. Allerdings müsse man das Schicksal der Christen verbessern, allein nur der vermöge dem türkischen Reich die letzte Gefahr zu prophezeien, der in der Politik unbewandert ist. Der status quo amélioré war es, womit er die Türkei beglücken wollte, und es hielt diesen vorläufig auch für genügend, um die berechtigten Wünsche der Christen zu befriedigen und die Orientkrise zu beseitigen. Seine Intimen erwähnten jedoch schon damals einen andern Plan, ja er selbst liess es zuweilen durchblicken, dass die Frage auch eine geheime, ernstere Seite habe, die uns näher angeht. Ein geistreiches Mitglied der Opposition verglich diesen geheimnissvollen Plan mit dem berühmten „Plan“ des Generals Benedek, der nach Königgrätz geführt hatte.

IX.

Die südslavische Frage wurde nun geschickt auf die Tagesordnung gebracht. Zu Nevesinje in der Herzegowina kam es zu einer Rauferei zwischen Christen und Türken, einige Türken wurden getödtet, die Christen flohen als Briganten in die Berge. Solches kam im Lande, hier wie anderwärts des Oeftern vor, doch die türkische Regierung pflegte in solchen Fällen hiefür die Familien der Entflohenen verantwortlich zu machen, und sie auf diese Weise zur Ergebung zu zwingen; jetzt aber flüchteten die kompromittirten Familien auf dalmatinisches Gebiet und fanden dort nicht nur ein Asyl, sondern selbst Verpflegung. Ihr Beispiel traf alsbald Nachahmer; aus den Strassenraufereien wuchs ein Aufstand heraus, Waffen waren aus Montenegro, ja auch aus Triest leicht zu beschaffen, denn an Geld mangelte es nicht dafür und es war

kein Geheimniss, woher es kam, trat ja Bozidarovics Weszeliczky, ein gebildeter Russe, offen als Agent der Insurgenten auf.

Andrássy unterschätzte anfangs die ganze Angelegenheit, „einem bischen Herzegowina“ legte er keine Wichtigkeit bei, er forderte indessen die türkische Regierung auf, den Unruhen ein Ende zu machen, damit aus ihnen sich nichts Ernsteres entwickle und doch hätte er sich dessen erinnern können, dass sogar die mächtige österreichisch-ungarische Monarchie den Kriwoscser Aufstand nur mit dem Frieden von Knezlac zu endigen wusste, bei dem jeder Insurgent für seine Bemühungen fünf Gulden erhielt, nach dem Beispiele der ehemaligen neapolitanischen und römischen Regierungen, die den Anführern von Räuberbanden, wenn man ihrer nicht habhaft werden konnte, Pensionen zu bewilligen pflegten. Die türkische Regierung vermochte mit dem wachsenden Heere der Briganten nicht fertig zu werden; diese verübten von Zeit zu Zeit Mord, Raub und Brand, allein sie waren nie im Stande, eine Stadt oder einen befestigten Ort zu gewinnen, sie hatten keinen bestimmten Sitz, und wurden dennoch als kriegführende Partei anerkannt, denn die Konsulen wurden angewiesen, den Frieden zwischen der türkischen Regierung und den herumschwärmenden Insurgenten zu vermitteln. Dies gelang natürlich nicht. Dem Beispiele der Herzegowina folgte Bosnien; auch von hier kamen fortwährend zu Hunderten die Bauern, Greise, Frauen und Kinder mit Vieh und Fahrnissen nach der kroatischen Grenze hinüber, wo sie Niemand fragte, ob das mitgebrachte Vieh wirklich ihnen gehöre und ob sie es nicht von den mohamedanischen Begs weggetrieben hätten. Die Jugend stand unter den Waffen, zu denen sie auf geheimnissvolle Weise gekommen war, denn in Bosnien war den Christen das Waffentragen nicht gestattet und auch hier hielten sie sich in den Wäldern und Bergen auf; der Aufstand hatte keinen Sitz, allein die Zahl der Flüchtlinge wuchs auf zweimalhunderttausend an, und wir zahlten sie, und die kroatischen, dalmatinischen und Grenzer-Bauern gaben ihnen Unterkunft und theilten ihr kärgliches Brod mit ihren unglücklichen

christlichen Brüdern, die in ihrem Kummer nicht arbeiten mochten und lieber hungerten, ehe sie sich nach Arbeit umgesehen hätten. Die Diplomatie trat nun energischer auf und forderte von der türkischen Regierung Reformen, die Pforte erklärte sich auch zu solchen bereit, nur wusste sie nicht, wie dieselben beschaffen sein sollten. Hierauf betrauten die Minister der Grossmächte Andrassy, er möge einen Reformplan anfertigen, was er auch hinsichtlich des unruhigen Bosniens und der Herzegowina that, und für dieselben den status quo amélioré empfahl. Allein seine Vorschläge verstiessen gegen die grundherrlichen Rechte. In Bosnien aber sind die Grundherren Mohamedaner, die Pforte weigerte sich daher, ihre treuesten Unterthanen gewaltsam zu nöthigen, den aufständischen Räubern Grundbesitz zu geben. Die Vertreter des Dreikaiser-Bündnisses verfassten nun in Berlin ein neueres, strengeres Memorandum und theilten es den Signataren des Pariser Friedens mit, allein die englische Regierung trat demselben nicht bei, und so blieb auch dieses auf dem Papiere. Und jetzt that der Rubel auf Reisen seine Dienste; auch die Bulgaren empörten sich, metzelten in der Umgegend von Philippopol türkische Soldaten und Eisenbahnbeamte nieder, die Pforte konnte hier in der Nähe der Hauptstadt den Aufstand nicht dulden, erwachte aus ihrer Apathie und rächte die Empörung in blutiger Weise; die Türken machten den Bulgaren weit und breit in mittelalterlicher Weise den Gar aus, wie es im Jahre 1847 die galizischen Bauern mit den verdächtigten Edelleuten und Gutsherren gethan hatten, ein englischer Korrespondent berichtete über das ganze grausame Vorgehen und der russisch gesinnte Gladstone reizte hiemit die öffentliche Meinung Englands auf, die Hand Lord Beaconsfield's ward gebunden.

Die Orientwirren nahmen ernstere Gestalt an; Graf Andrassy strebte dahin, die Krise zu isoliren, damit aus derselben kein europäischer Krieg entstehe, seine officiösen Journale begannen jene Interessensphäre zu umschreiben, die wir um jeden Preis vertheidigen müssen, nämlich dass diesseits

des Balkans kein neuer Vasallenstaat entstehe, dass keiner der bestehenden sich vergrößere, die Freiheit der Donau unangetastet bleibe. In Konstantinopel war zu befürchten, der Sultan werde selbst sein Reich verrathen, der Harem, der Grossvezier waren bestochen, bei dem Wahnsinn Abdul Aziz' konnte man selbst beim besten Willen der Noth nicht abhelfen. Der Sultan wurde daher umgebracht, allein auch in seinem Nachfolger Murad zeigten sich Symptome der Hirnerweichung, die Dynastie Osmans war entartet, die Auflösung der Türkei unaufhaltbar.

Jetzt erklärten Serbien und Montenegro der Türkei den Krieg, aus Russland kam das Geld, der Freiwillige, der Offizier, der Feldherr, die bewaffnete Völkerwanderung nahm ihren Weg durch Ungarn, wir hinderten sie nicht, wir sind ja Freunde des Czaren.

Unterdessen erwähnten die Berliner Blätter mehrmals, es sei Oesterreich-Ungarns Aufgabe Bosnien zu erobern, aber die öffentliche Meinung in Wien und Pest entsetzte sich über diesen Plan, Andrassy würdigte anscheinend den Antrag keiner Aufmerksamkeit, obwohl wir Alle es wissen, dass Bismarck die Monarchie schon lange nach dem Orient gewiesen habe, und dass es unmöglich sei, dass ein so ausgezeichnete Mann wie Andrassy, den Ernst der Lage nicht erfasst und sich auf zukünftige Eventualitäten nicht vorbereitet hätte.

X.

Die Türken zeigten indessen in der Krise, dass die Lebenskraft in ihrem Staate noch nicht erloschen sei; mit den herzegowinischen und bosnischen Briganten konnten sie nicht fertig werden, doch gegen Serben und Montenegriner zeigten sie ihre alte Tapferkeit. Sie waren unvorbereitet, allein bald hatten sie eine hinlänglich starke Armee zusammengebracht; Nikita von Montenegro eroberte nicht die angeblich im Aufstande befindliche Herzegowina, er konnte nicht einmal

Niksics einnehmen, er war froh, dass die Türken nicht in seine eigenen Berge vordrangen. Milan von Serbien erging es noch viel übler; Csernajeff rief ihn zwar zum König aus, allein trotz Russland's Geld, Waffen und Freiwilligen drang Abdul Kerim mit taktischen Schlägen langsam vor — von Strategie war keine Rede bei ihm —, schlug die serbische Armee und deren berühmten Strategen Csernajeff, der Weg nach Belgrad stand ihm offen, allein unsere Monarchie und Russland traten dazwischen und retteten Serbien.

Auch in Konstantinopel erwachte das Volk, die Patrioten ergriffen in verzweifelter Lage zu verzweifelten Mitteln; Mithad Pascha entsetzte den schwachköpfigen Sultan Murad und erhob an seine Stelle dessen jüngeren Bruder Abdul Hamid auf den Thron, und liess durch ihm dem Volke eine Konstitution geben; der neue Sultan aber wollte beweisen, dass er seinen Thron wirklich verdient habe und schickte Mithad in die Verbannung, denn er wusste, dass wer im Stande ist, eine Krone zu geben, auch im Stande ist sie zu nehmen. Der Dienst den ihm Mithad erwiesen, war grösser, als dass er ihn belohnen könnte, er sei froh, dass er am Leben bleiben könne. Columbus und Garibaldi war es nicht besser ergangen. Es folgte die Friedenskonferenz der europäischen Gesandten und Minister in Konstantinopel, in der man mit der Pforte so verfuhr, als ob die Serben und Montenegriner gesiegt hätten, nicht die Türken, und als ob der Sultan Europas Vasalle wäre, denn im Namen Europa's forderte man jetzt Autonomie für die europäischen Provinzen und mengte sich befehlend in die Ordnung der innern Angelegenheiten ein. Doch das Selbstgefühl der türkischen Regierung gestattete ihr nicht die Annahme der in stolzer Weise diktirten Rathschläge, Russland aber erklärte, es werde als Europa's Mandatar die europäischen Beschlüsse vollziehen.

Die Orientkrise nahm jetzt wirklich einen ernsten Charakter an; es war nothwendig, dass auch unsere Monarchie Stellung nehmen, und wisse, was sie wolle, denn das übrige Europa das in Konstantinopel laut genug gelärmt hatte, weigerte sich,

an der Aktion Theil zu nehmen, seine Interessen waren nicht gefährdet. England erklärte, nur den Bosporus und den Suez-Kanal zu vertheidigen, für die Sicherheit des Weges nach Indien sei es bereit, Krieg zu führen, sonst aber nicht; die mehr idealen Interessen Frankreich's in Jerusalem und Syrien bedrohte Niemand; die Welt wusste, es werde nicht zugeben, dass Tunis oder Egypten in fremde Hände gelangen, es war gar nicht nothwendig die französische Interessensphäre zu umgrenzen, da diese ohnehin Jeder zu achten bereit war. Bismarck sagte es derb heraus die Knochen eines einzigen pommer'schen Musketiers seien für ihn werthvoller, als die ganze orientalische Frage. Italien lauerte auf die Gelegenheit, dass es irgendwo von irgend Jemandem ein Trinkgeld erhalte, es hat eben kein anderes Interesse, aber unsere Monarchie konnte nicht gleichgiltig zusehen, dass die ganze europäische Türkei unter der Regierung oder den Einfluss Russland's gelange, welches sie dann auch von einer dritten Seite umspannen würde. Auch sie hat jedenfalls einen Machtberuf; es standen ihr zwei Wege offen, sie konnte wählen. Wenn sie ihrer traditionellen Politik und den Punkten des Pariser Friedens treu bleibt, welche die Integrität der Türkei garantiren, wenn sie Russland den Krieg nicht gestattet, indem sie ihre Armeen in Siebenbürgen und der Bukowina konzentriert, vermag zwar kein Russe den Pruth zu überschreiten, allein unser Vorgehen verletzt Russland und den Stolz des Czaren auf das Tiefste, früher oder später zieht die Monarchie sich Russland's Rache, und eine lange Reihe von Kriegen zu, die nur in der letzten Erschöpfung der einen oder der andern Macht ihre Grenze fänden, und doch waren wir noch immer die Verbündeten des Czaren. In Ungarn wäre indessen ein solcher Entschluss volksthümlich gewesen und, ich glaube, auch in Russland, denn beide Völker wissen, dass sie den entscheidungsvollen Kampf nicht vermeiden können; Ungarn und Russen können keine Freunde sein. Seitdem Russland die Befreiung der slavischen Stämme und ihre Vereinigung unter dem griechischen Kreuze für seine providentielle Aufgabe hält, sieht es seine gefähr-

lichsten Feinde nicht in den Türken, sondern in den Ungarn und Walachen, denn nur diese sind es, welche die territoriale Einheit der Nord- und Südslaven unterbrechen; doch Rumänien hat den orthodoxen Glauben angenommen, und im Orient ersetzt der Glaube Nationalität und Blutsverwandtschaft, Russland kann sich also mit Rumänien vertragen, mit Ungarn niemals. Palacky und Helfferding verkündeten es schon vor Jahren, das Slaventhum habe nie ein grösserer Schlag getroffen, wie damals, als die Ungarn das mittlere Donaubecken eroberten und sich zwischen Szvatopluk und Rotislaw einkelten. Dies weiss jeder Russe, dies weiss jeder Ungar, dies weiss auch Graf Julius Andrassy. Wenn er also für die Integrität der Türkei keinen Krieg beginnen, wenn er den Todeskampf mit Russland um ein oder zwei Dezennten hinausschieben wollte, so konnte er dennoch nicht die Russifizirung der ganzen Balkanhalbinsel gestatten, und er suchte eine solche Position zu erlangen, durch welche er Serbien und Montenegro, diese beiden Vedetten Russland's, zwingen könnte, die Parole nicht aus Petersburg, sondern aus Wien zu erwarten. Und hier begegneten seine Anschauungen den alten Gelüsten der Militär-Partei, er kann also Dalmatien sein Hinterland, Bosnien verschaffen, damit der Handel der dalmatinischen Häfen belebt werde, die österreichisch-ungarische Monarchie kann sich zwischen Szvatopluk-Milan und Rotislaw-Nikita einkellen, und neben den neuen Erwerbungen Russland's eine Flanken-Stellung erwerben, die neue Provinz aber, mit Dalmatien und Kroatien ergänzt, kann der ungarischen Krone angefügt werden, und sich früher oder später bis Salonichi erstrecken, damit der Ausbreitung des griechischen Elementes eine Grenze gesteckt werde. Allein mit einer solchen Absicht kann man sich nicht auf das orthodoxe Element verlassen, welches dem russischen Einflusse stets ausgesetzt bleibt, sondern die Regierung muss sich auf die Katholiken und Mohamedaner stützen. War dies Andrassy's Plan, dann konnte er Bosnien nicht von Russland annehmen, wodurch er ein Mitschuldiger der Theilung des türkischen Reiches geworden wäre, sondern nur vom Sultan; er konnte in

Bosnien nicht als Feind mit eingestandener Eroberungsabsicht einrücken, sondern als Freund, im Interesse der Wiederherstellung der Ordnung; er konnte das Land auch nicht für immer käuflich erwerben, sondern nur als Pfand behalten, wusste er ja aus dem alten ungarischen Privatrecht, dass der Pfandbesitz mit der Zeit leicht zum freien Eigenthume werden könne. Die Aufgabe war also ein freundschaftlicher Ausgleich mit der Türkei; allein wie vermag der Alliirte Russland's diesen durchzuführen? Die Dreikaiser-Allianz hatte Andrassy's Hände gebunden; zwischen die zwei Elefanten gedrängt, konnte er sich nicht mehr frei bewegen, um so weniger, da ganz Ungarn, Serben und Rumänen hinzugerechnet, aus Nationalgefühl die Ausbreitungspolitik scheute, die transleithanischen Länder aus finanziellen Rücksichten; die Idee konnte nur bei Czechen und Kroaten auf Popularität rechnen, bei fünf Millionen von fünfunddreissig, allein Agram und Prag erwiesen sich stärker als Wien und Budapest, die Ausbreitung schmeichelte dem verletzten Selbstgefühle der Militärpartei, die bisher nur Provinzen zu verlieren gewusst hatte; jetzt bot sich die Gelegenheit zur Erwerbung solcher, und die Zeit schien gekommen, wo die Verluste im Westen im Orient ersetzt werden könnten. Allein, da Andrassy Bosnien von Russland nicht annehmen wollte, vom Sultan dasselbe nicht fordern konnte, musste er Mittel suchen, um es von irgend einem Andern zu gewinnen.

XI.

Der russische Krieg nahm einen andern Verlauf, als die Welt erwartet hatte. Niemand unterstützte Rumäniens Neutralität, Fürst Karl freute sich, die Kriegstüchtigkeit seines neuorganisirten Heeres beweisen zu können, so wurde denn das Bündniss mit Russland abgeschlossen; die Türken fielen in ihre gewohnte Apathie zurück, wagten nicht, die Donau zu überschreiten, zerstörten nicht die rumänischen Eisenbahnen und Brücken, griffen niemals an, sondern vertheidigten sich

über Erwarten; die russische Armee drang ohne Verluste über die Donau, allein ihrem Vordringen wurde bei Plewna Halt geboten, Osman Pascha schlug die russischen Angriffe blutig zurück und überraschte Freund und Feind mit seinen glänzenden Siegen; ganz Europa klatschte Beifall, Budapest illuminirte. Das türkische Volk zeigte wieder seine Lebensfähigkeit; Mukhtar Pascha schlug in Armenien die Russen zurück, allein in Konstantinopel war bei der Pforte weder Verstand noch Entschlossenheit. Gurko durchbrach die Felsenpässe des Balkans und Entsetzen ergriff die Effendis; Suleiman Pascha musste Montenegro verlassen, wo er Nikita schon in Verzweiflung gebracht hatte, um die Russen aus den Rosenthälern Kazanlik's in den Schipkapass zurückzudrängen von einer strategischen Umgehung, welche die russischen Heeresabtheilungen zum Rückzug gezwungen hätte, war wieder keine Rede, noch davon, dass Osman Pascha Plewna verlasse, bevor er umzingelt war, um sich anderswo in ein neues Plewna einzugraben; der Prinz von Egypten schonte sein Hilfsheer und diente eher als Hinderniss, denn als Hilfe, allein die Russen konnten dennoch nicht fertig werden, sie mussten die Rumänen, ja sogar die Serben zu Hilfe rufen, bis Plewna endlich fiel und die Russen, wie eine Hochfluth, die den Damm weggespült hat, den Balkan überschwemmten und das Festungsviereck bei Seite lassend, in die Nähe der Hauptstadt gelangten. Die Kosakenpferde wuschen in den Wellen des Marmarameeres den Balkanstaub ab. Der Sultan gerieth in Schrecken und Ignatieff diktirte ihm den Frieden von San Stefano, das neue Bulgarien, das à cheval auf dem Balkan, dem Rückgrat der Türkei, sich von der Donau bis zum Schwarzen und Aegäischen Meere ausdehnt, die Vergrößerung Serbiens und Montenegro's auf Kosten der Albanesen, die Abtretung der armenischen Hochebene und des Hafens von Batum an Russland, welches ausserdem auch das durch den Frieden von Paris verlorene und an Rumänien abgetretene Bessarabien zurückforderte. Eine so unverschämte Ausbeutung des Sieges verletzte England und unsere Monarchie; allein zwischen den beiden Mächten, deren Interessen sich an

vielen Stellen berührten, herrschte während der ganzen Orientkrise eine kühle Entfremdung, Lord Derby hielt unsere Monarchie nicht für zuverlässig, Andrassy war durch die Dreikaiser-Allianz gebunden und wollte kein doppeltes Spiel treiben, England sorgte daher selbst für sich, wie es diess immer thut.

Der Friede von San Stefano machte übrigens dem Dreikaiser-Bündniss ein Ende; Andrassy konnte Ignatieff's Werk nicht billigen, denn durch dasselbe ward nicht nur die Türkei vernichtet, sondern auch Ansehen und Interessen der österreichisch-ungarischen Monarchie verletzt. Allein unser Minister des Aeussern wagte noch immer nicht seinen Plan der Welt zu enthüllen, da er wusste, dass weder der ungarische Reichstag noch der Wiener Reichsrath denselben billigen könnten. In beiden Parlamenten wurden diesbezüglich mehrmals Interpellationen gestellt, doch die Regierung leugnete entweder ihre Ausbreitungspolitik, oder sie antwortete zweideutig, so sehr, dass anfangs nicht einmal Andrassy's Getreue ahnten, dass es wirklich wahr sei, was Miletics und Polit noch zu Bittó's Zeit zur Kenntniss brachten, nämlich, dass der Minister des Auswärtigen, Bosniens Einverleibung plane. Die beiden serbischen Abgeordneten waren aus Belgrad, dieses aber aus Petersburg informirt, besser, wie der ungarische Ministerpräsident. Auch Tisza dementirte anfangs mit voller Aufrichtigkeit das Bestehen einer solchen Absicht, gegen das Ende des Reichstages aber gebrauchte auch er zweideutige Worte, die Sphynx ward sein Symbol, mit räthselhafter Rede, lächelndem Mädchenantlitz nach oben und würgenden Krallen nach unten. England entschloss sich rasch bei einer solchen Krise und sicherte auf geradem Wege durch einen internationalen Vertrag mit der türkischen Regierung seine Interessen, barg sein Vorgehen in den dichtesten Schleier des Geheimnisses, schickte aber seine Flotte nach dem Marmarameere, brachte nach Malta indische Regimenter und liess sich mit Rücksicht auf jede Eventualität durch das Parlament sechs Millionen Pfund votiren. Andrassy befolgte nur das Letztere, auch er verlangte 60 Millionen von

den Delegationen und leugnete bis an's Ende, dass diese Summe zu Okkupationszwecken bestimmt sei, trotz aller Fragen zerstreute er nicht den Nebel, der seine Politik vor dem gewöhnlichen Unterthanenverstand bedeckte, einem Jupiter tonans gleich antwortete er nur achselzuckend aus seinem Gewölke vor den Sendlingen der Nation, dass er die Votirung der sechzig Millionen deshalb nothwendig habe, damit er auf dem europäischen Kongresse mit Gewicht auftreten könne. Auf diesen baute er alle seine Pläne, er berief sich auf Europa's Gericht, damit dieses den Frieden von San Stefano revidire; doch dies war nur sehr schwer durchzuführen, denn das siegreiche Russland weigerte sich anfangs eine Friedensurkunde, welche die Pforte schon angenommen hatte, dem Urtheile eines höheren Gerichts zu unterwerfen; Andrassy war bei dieser Appellation jedenfalls glücklicher, als sein Vorgänger Beust, denn er fand wirklich nicht eben Europa, doch die Signatare des Pariser Friedens, und brachte in Berlin den Kongress zusammen, dem endlich auch Russland beitrat. Bismarck wurde dessen Präsident, doch da er nach Kissingen in das Bad eilte, hatte er nicht viel Zeit und so wurden beim Berliner Kongress nur die Hauptpunkte festgestellt, die Details entfielen, ja selbst die Garanten der Beschlüsse; möge sie vollziehen, wem es angeht.

XII.

Der Berliner Kongress glich keinem einzigen der früheren Kongresse. Der Sultan hatte seine Vertreter unglücklich gewählt, der Eine war ein Renegat von preussischer Herkunft, der Zweite ein christlicher Grieche; Bismarck liess Beide seine Verachtung fühlen, und auch sie fühlten es, dass sie in Folge der schrecklichen Niederlage der Türkei nicht in gleichem Range mit den Mitgliedern der glänzenden Versammlung stehen, sie wagten zwar Bemerkungen, willigten aber schliesslich in Alles ein, wurden ja zum Scheine die Bedingungen des

Friedens von San Stefano auch zu ihren Gunsten modifizirt. Die russischen Minister waren unmuthig darüber, dass sie die Amphyktionenrolle der Grossmächte anerkennen mussten, vor denen auch der siegreiche Czar sich beugen müsse und dass Bismarck sie nicht durch Dick und Dünn unterstützte; allein Gortschakoff und Schuwaloff gaben schliesslich ebenfalls ihre Einwilligung zu den Beschlüssen, ihr Zweck konnte ja kein anderer sein, als der Ruin des türkischen Reiches, und diesen beförderte der Berliner Kongress eben so wie der Friede von San Stefano. Allerdings wurde dem neuen Bulgarien als Grenze der Balkan gesetzt, und der Theil jenseits desselben, der sich nicht mehr bis an das Aegäische Meer auszudehnen hat, bleibt unter Oberhoheit des Sultans; ja es wurde sogar gestattet, dass der Sultan die Balkanpässe befestige, und das Recht habe, diese Befestigungen zu besetzen, allein Ostrumelien verbleibt nur nominell eine türkische Provinz, es ist ebenso wie Bulgarien eine Vedette des Russen. Allein wenn auch hier und auf der armenischen Hochebene die Friedensbedingungen einigermassen gemildert wurden, beantragte anderseits auf Andrängen Andrassy's über private Aufforderung Bismarck's Salisbury, dass die österreichisch-ungarische Monarchie mit der Okkupation Bosniens betraut werde, um mit Einwilligung des Sultans dort die Ordnung herzustellen. Der englische Minister that dies um so lieber, als er wusste, dass der Sultan jenen Vertrag bereits sanktionirt habe, dem zufolge die englische Regierung Cypern besetzte, und um diesen Preis die asiatische Türkei gegen jeden russischen Angriff garantire, jetzt aber hoffte, Oesterreich-Ungarn werde dieses Beispiel befolgen und für die Ueberlassung Bosniens die europäische Türkei garantiren. Der Franzose Waddington und der Italiener Corti empfahlen schliesslich, dass auch die Griechen befriedigt werden mögen, und dass der Sultan ihnen für den Preis von Frieden und Freundschaft einen Theil von Thessalien und Epirus abtrete. Alldies geschah sofort und einstimmig trotz der bescheidenen Bemerkungen der türkischen Vertreter; demgemäss hatte der Berliner Kongress den

Türken mehr weggenommen, als er ihnen durch Modifizierung des Friedens von San Stefano zurückerstattete. Nur hatte er für die Vollziehung der Beschlüsse keine Vorsorge getroffen.

Die Engländer besetzten sofort, ohne Widerstand zu begegnen, Cypern, die Bewohner tauschten gern den Herrn, obschon dieser Herr weder die griechische, noch die türkische, sondern die englische Sprache zur Amtssprache erhob, und damit bewies, dass er sich um die Nationalitätsidee nicht kümmere; jedoch die Ueberzeugung, dass die neue Regierung gerecht und energisch sei, und das Wohl der Bewohner vor Augen halte, fasste so tiefe Wurzel, dass der Preis von Grund und Boden sofort um das Zehnfache stieg. Auch die Türken waren bemüht, die Berliner Beschlüsse Russland gegenüber zu erfüllen, sie räumten und übergaben die jungfräuliche Festung Schumla, allein die Russen rührten sich noch immer nicht aus San Stefano zurück, und blieben fortwährend unter den Mauern Konstantinopel's, unter dem Vorwande, dass die englische Flotte im Marmarameere ankere. Der Sultan verzögerte die Uebergabe Varna's noch eine Weile, endlich räumte er auch den Hafen im Schwarzen Meere, worauf Tottleben zwar seine Armee zurückzusenden begann, allein noch immer in unmittelbarer Nachbarschaft der Hauptstadt blieb, weil die Lasen in der Umgegend Batum's dagegen protestirten, dass ihr Vaterland den Russen übergeben werde, und sich zu bewaffnetem Widerstand vorbereiteten. Der Regierung des Sultans gelang es endlich, auch sie zu beruhigen; Festung und Hafen von Batum wurden den Russen übergeben, obschon die Lasen nicht Unterthanen des Czaren werden wollen, und massenweise ihr Geburtsland verlassen, dorthin wandernd, wo auf den Glanz des Halbmondes das griechische Kreuz noch keinen Schatten geworfen; doch siehe, die Russen blieben auch jetzt noch am Ufer des Marmarameeres, setzen die rumelische Besatzungs-Armee im Sinne der Berliner Beschlüsse nicht auf fünfzigtausend Mann herab, und thun keinen Schritt, dass die Festungen im Laufe der Donau, welche die Freiheit dieses

grossen europäischen Flusses bedrohen, zerstört würden. Von Seite Russland's bleiben die Berliner Beschlüsse auf dem Papier.

Andrássy bereitete sich unterdessen auf die Durchführung des Berliner Mandats vor, allein das vorhergängige Uebereinkommen stiess bei der Pforte auf fortwährende Hindernisse. Da von einer Besetzung im Interesse der Wiederherstellung der Ordnung, nicht aber von einer Eroberung die Rede war, forderte der Sultan, dass seine Souveränität auch durch äussere Abzeichen anerkannt, und dass die Dauer der Besetzung festgestellt werde; allein da unsere Grossmachtsstellung es nicht gestattete, dass wir Bosnien und die Herzegowina im Namen des Sultans regieren, und überall neben dem Doppeladler den Halbmond aufpflanzen, wollten wir auch hinsichtlich der Dauer der Besetzung uns nicht in verpflichtender Weise erklären, ja wir hatten auch nicht die Absicht, dem englischen Beispiel folgend, dem Sultan seinen verbliebenen europäischen Besitz zu garantiren; in Konstantinopel wurzelte sich die Ueberzeugung ein, dass wir Bosnien und die Herzegowina nicht sowohl besetzen als vielmehr behalten wollen. Natürlich konnte der Sultan nicht leicht darein willigen, auf friedlichem Wege zwei treue Provinzen zu verlieren, in denen ein grosser Theil der Einwohner ihm anhänglich ist, und dieselben einer Macht zu überantworten, mit der er seit hundert Jahren in tiefem Frieden lebte, und ihr während dieser ganzen Zeit auch keine grössere Ungelegenheit bereitete, als dass er einmal den ungarischen Insurgenten, unter ihnen dem Grafen Julius Andrássy ein Asyl gewährte. Es ist natürlich, dass der Sultan es nicht für seine Aufgabe hielt, die österreichisch-ungarische Okkupation zu befördern, da er hiefür auf keinen Gegendienst rechnen konnte; es ist natürlich, dass er, wenn er Bosnien schon verlieren muss, gerne die Bitte seiner dortigen mohamedanischen Unterthanen erhört, die zur Vertheidigung ihres Glaubens und Vermögens dem Tode entgegen zu gehen bereit sind, dass sie Gelegenheit erhalten mögen, sich Waffen und Munition zu verschaffen. Die in der Armee dienenden bosnischen Soldaten wurden also in ihr Vaterland entlassen, wo sie an vielen Orten die Kriegs-

vorräthe in Besitz nahmen. Die Konvention, zu der man Oesterreich-Ungarn aus Berlin angewiesen, vermochte nicht zu Stande zu kommen, in Wien beschloss man also die Besetzung ohne vorhergehendes Uebereinkommen.

XIII.

Wenn wir den Rechtstitel suchen, mit dem wir unsere Armeen nach Bosnien und der Herzegowina sandten, so werden denselben die gesammten Rechtslehrer der Budapester und Wiener Universität schwer zu entdecken vermögen. Hugo Grotius schweigt über solche Verhältnisse, der Geschichtsprofessor und Schriftsteller Franz Salamon aber ist hinsichtlich staatsrechtlicher Fragen noch keine europäische Autorität. Die Zeitungsschreiber der Regierung sagen zwar, Europa habe uns das Mandat gegeben, es sei unsere Pflicht, Europa's Befehl Genüge zu leisten. Doch jene, welche die grossen Wörter auf ihren wirklichen Werth zurückzuführen pflegen, finden auf dem Berliner Kongress nicht Europa, sondern nur jene Regierungen vertreten gewesen, die den Pariser Frieden unterschrieben hatten, und diese versammelten sich auch zu keinem andern Zwecke, als dass sie über jene Punkte des Friedens von San Stefano beschliessen, durch die der Pariser Friede abgeändert wurde, damit europäische Interessen nicht gefährdet würden, und damit dem neuen Frieden die Sanktion ertheilt werde, der in Folge ihrer nachträglichen Vermittlung zwischen Russland und der Türkei zu Stande gekommen war.

Denn gewiss hatte der Kongress kein Recht, er forderte es auch nicht, die Türkei zu zerstückeln, oder deren Verhältnisse solchen Mächten gegenüber zu regeln, die mit der Türkei in Frieden und Freundschaft leben, dies hätte er nur dann thun können, wenn in der zwischen beiden Parteien obschwebenden Streitfrage ihn beide zum Schiedsrichter aufgefordert hätten. Doch zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und der Türkei war keinerlei Streitfrage vorhanden; es hatte dem-

gemäss weder die eine noch die andere Macht das Richteramt des Kongresses angerufen, Bosnien aber war im Frieden von San Stefano nur insoferne berührt, dass für dasselbe im Einverständnisse mit Oesterreich-Ungarn und Russland einzuführende Reformen bedungen wurden, namentlich wurde für die Flüchtlinge ein Theil der Einkünfte der ersten Jahre für Häuserbau und Ankauf von Saatkorn vorbehalten. Als daher der Vertreter Englands dem Wunsch des österreichisch-ungarischen Ministers in Folge privater Aufforderung des preussischen Kongress-Präsidenten Genüge leistete, verband er die Besetzung Bosniens und der Herzegowina im Interesse der Wiederherstellung der Ordnung mit der Uebereinkunft, welche diesbezüglich vorher mit dem Sultan abzuschliessen war. Die türkischen Vertreter, die Gegenbemerkungen wagten, wurden zum Schweigen gebracht; jedes Wort des präsidirenden Bismarck donnerte ein vae victis! in ihre Ohren. Sie unterschrieben daher ebenfalls die Urkunde, in der die Majestätsrechte des Sultans hinsichtlich der beiden Provinzen und das Provisorische der Besetzung anerkannt, und die mit dem Sultan abzuschliessende Konvention erwähnt waren. Und wir wollten auch wirklich nicht nach preussischer Manier die Staatsraison als unser Prinzip bekennen, und warteten die Ratifikation der Berliner Beschlüsse aus Konstantinopel ab, bevor wir die Save überschritten, doch eine Konvention schlossen wir nicht ab; den Traditionen der alten österreichischen Politik getreu versäumten wir die kostbarste Zeit, einestheils liessen wir den bosnischen Mohamedanern Zeit, ihren Widerstand zu organisiren, nur damit wir den Anschein des Rechtes bewahren, anderntheils bewahrten wir ihn doch nicht, denn wir schlossen keine Uebereinkunft, sondern erklärten, blos auf unser Schwert gestützt, dass wir in unserer Nachbarschaft keine Ruhestörung dulden könnten. Allerdings ist die Staatsraison eine zweideutige Waffe, die der Mächtige wann immer benützen kann, allein gerade jetzt war dieses Argument nicht stichhältig, hatten ja seitdem Abdul Kerim die Serben geschlagen, in Bosnien und der Herzegowina die Unruhen fast gänzlich aufgehört, die Insurgenten liessen während des ganzen russisch-türkischen Krie-

ges nichts von sich hören, Despotovits der serbische General, hatte sich zwar an ihre Spitze gestellt, doch sahen wir sie, von einigen Viehdiebstählen abgesehen, durch anderthalb Jahre weder auf dem Schlachtfelde, noch bei Eroberung von Städten oder Dörfern; die Beg's waren im Stande, sie im Zaum zu halten. Dass aber zweimalhunderttausend orthodoxe Bosnier ihr Vaterland verliessen, zu uns eingewandert waren, und von uns kärgliche Verpflegung erhielten, berechtigt uns nicht zur Okkupation, es stand uns frei, sie bei der Grenze zurückzuweisen, wie wir es so oft gethan, wenn aus russischen Landestheilen Polen zu uns flüchten wollten, und ebenso frei stand es uns ihnen zu gestatten, dass sie bei uns ihr Brod verdienen, wie auch die Staaten von Nordamerika eine solche Einwanderung gerne sehen; auch bei uns ist für Arbeitskräfte noch Platz genug. Eine Okkupation, ohne dass der legitime Fürst diese verlangt, zeigt immer von feindlicher Gesinnung und trägt den Schein der Eroberung. Und legen wir die Hand auf's Herz, so müssen wir selbst gestehen, dass sich weder in der cisleithanischen, noch in der ungarischen Volksvertretung, weder in Prag noch in Agram, nicht in der Armee noch im Kabinet irgend Jemand befand, der daran gezweifelt hätte, dass unter der Firma der Okkupation eine Eroberung geplant werde, denn kein Staat in Europa ist reich genug, um Hunderte von Millionen darauf ausgeben zu können, dass er bei seinem Nachbarn Ordnung mache, besonders dann, wenn er auch bei sich zu Hause nicht im Stande ist, den Kulturanforderungen zu entsprechen, seine Finanzen in Ordnung zu bringen.

XIV.

Taylor, der Präsident der Vereinigten Staaten, forderte den allgemein geachteten Bostoner Banquier Abbot Lawrence auf, den Gesandtenposten in London anzunehmen. Lawrence war überrascht, und entschuldigte sich, er habe gehört, es sei

die Pflicht eines Gesandten, im Interesse des Vaterlandes zu lügen, worauf Taylor bemerkt, dies sei ein europäischer Begriff, das Interesse der Vereinigten Staaten fordere nie eine Lüge, nur Verstand. Leider hat sich die europäische Diplomatie auf einen solchen amerikanischen Standpunkt noch nicht erhoben, bei uns glaubt man noch immer mit List und Kniffen komme man weiter, als mit Verstand und Geradheit, ob schon die Erfahrung lehrt, wohin solche Mittel führen. Das bosnische Abenteuer entstand nicht im Berliner Kongress, es ist ein alter Plan, den weder Salisbury noch Bismarck erfand; die officiösen Blätter anerkennen selbst, Philippovics habe schon 1876 und 1877 betreffs der Okkupation Bosniens wiederholte Konferenzen mit Andrassy gehabt, und dieser General war schon damals von Seite der Armee ausersehen, als Tisza im Reichstage und Andrassy in der Delegation bis an's Ende eine Absicht leugneten, von der sie wussten, dass sie die Antipathie der Nation hervorrufe.

Der Plan war also im Jahre 1876 festgestellt, ja wir können sagen, dass er schon damals zur Reife gelangt war, als das Drei-Kaiser-Bündniß geschlossen wurde. Allein wie diese unglückselige Angelegenheit mit Verleugnung der Wahrheit begonnen, so war auch ihre Fortsetzung eine fortwährende Täuschung. In Folge Andrassy's Bemühungen betraute der Kongress Oesterreich-Ungarn damit, Bosnien und die Herzegowina behufs Wiederherstellung der Ordnung zu besetzen, allein auch jetzt war die Absicht keine Okkupation, sondern Annexion, denn es kann schon thatsächlich keinen Sinn haben, dass wir die beiden Provinzen um den Preis blutiger Kämpfe besetzen, dass wir jährlich auf die Besetzung, wie auf die Wiederherstellung der Ordnung Millionen verausgaben, dass wir die barbarischen Einwohner mit fortwährenden Opfern zivilisiren, nur um diese Länder, nachdem die Ordnung wieder hergestellt ist, dem Sultan und der Regierung der Konstantinopler Effendi's zurückzugeben, wenn auch das Berliner Mandat, ebenso wie das Interesse Ungarns und der übrigen Länder Sr. Majestät dies erheischen. Darauf, dass

wir die beiden Provinzen behalten, haben wir keinen Rechtstitel. Wir können nicht einmal das anführen, dass wir sie mit unserem Blute erkauften, denn wir waren und sind mit der Türkei nicht im Kriege, wir können uns daher auf den Titel der Eroberung nicht berufen, wir haben nur Jene geschlagen, die sich gegen die Okkupation auflehnten, nicht die türkische Armee. Wir haben Bosnien und die Herzegowina auch nicht auf dem Wege des Uebereinkommens gewonnen, denn die Pforte hat ihrer Hoheitsrechte auch nicht für eine Zeit entsagt; wenn wir also wirklich Dalmatiens Hinterland behalten wollen, müssen wir entweder den Sultan dazu bewegen, dass er in Frieden seiner Souveränitätsrechte entsage, oder ihn dahin bringen, dass er uns den Krieg erkläre, und durch einen Frieden die schon früher eroberten Provinzen abtrete. Länder kann man zwar durch Eroberung erwerben, allein die Okkupation im Lande verleiht keinen Rechtstitel, höchstens können wir sie als Faustpfand insolange behalten, bis der Sultan unsere mit jedem Jahre wachsenden Auslagen zurückzahlt. Die Pforte wird dies jedoch stets verweigern, denn die Okkupation zahlt stets Der, der sie vollführt, wenn er sie im eigenen Interesse, zur eigenen Vertheidigung vollzogen hat. Die Pforte aber hat uns nicht zur Okkupation aufgefordert, sie hat auch nicht gefunden, dass ihre Interessen durch die Brandstiftungen und Viehdiebstähle der orthodoxen Briganten empfindlich verletzt würden, dies sei Schaden der Beg's, den diese entweder dulden oder ahnden mögen. Die Pforte zahlt also weder, noch gibt sie ihre Majestätsrechte auf, und so haben wir keinen Rechtstitel, was gegen die Würde unserer Monarchie verstösst, ja nicht nur unsere Würde, sondern auch unsere Interessen werden durch die provisorische, aber lange währende Besetzung gefährdet, denn diese kann welch' europäischer Macht immer zum Vorwand dienen, mit uns in Streit zu gerathen. Da die türkische Staatsschuld die gesammte Türkei belastet, so ist, wenn welche Provinz immer von ihr losgetrennt ist, mit derselben auch ein Theil dieser Last verbunden, ausser wenn sie ausdrücklich von dieser Last ausge-

nommen worden wäre. Die Eroberung Bosniens macht uns an der türkischen Staatsschuld mit einer proportionellen Quote betheiligt, welche die Gläubiger rechtmässig von uns fordern können, und dies ist eine Forderung, die jeder europäischen Macht fortwährend als Vorwand dienen kann, gegen uns aufzutreten, da es ihre Pflicht ist, erworbene Rechte ihrer Unterthanen zu schützen. Ich weiss, dass es momentan keine europäische Macht gibt, die den Vorwand benützen würde, allein da wir die Orientkrise nicht verhindert haben, so erleidet es keinen Zweifel, dass früher oder später, vielleicht nächster Zeit im Orient wieder Unruhen und Kriege entstehen, die schwerlich so isolirt werden können, wie der letzte, besonders, da auch die Erfahrung zeigt, dass selbst der Friede von San Stefano Europa so erschütterte, dass nur die innige Freundschaft des russischen und deutschen Kaiserthums und in Folge dessen die preussische Vermittlung im Stande war, grössere Verwicklungen einstweilen abzuwenden und den Frieden provisorisch festzustellen. Von welcher Seite immer wir die Okkupation Bosniens untersuchen, überall stossen wir auf Schwierigkeiten.

XV.

Die hochgeborenen Diplomaten pflegen im Allgemeinen die Wissenschaft gering zu schätzen, da sie die Politik mit dem Glauben verwechseln und meinen, sie beginne dort, wo die Wissenschaft aufhört, die beiden hätten nichts miteinander gemein; deshalb haben sie Wilhelm v. Humboldt, Niebuhr, Bunsen, Bancroft, Motley niemals für ebenbürtige Staatsmänner, sondern nur für in die Politik pfuschende Gelehrte gehalten, auf die der wirkliche Grandseigneur geringschätzig hinabsehen kann. Auch diesmal brachte man nur Verachtung den Mahnungen Derjenigen entgegen, welche den Orient und den mohamedanischen Fanatismus kennen und deshalb die Welt darauf aufmerksam machten, dass die Konsequenz des

Berliner Kongresses nicht Friede und Ehre, sondern Krieg und Schande sein werde. Andrassy setzte volles Vertrauen in die Berichte seiner Agenten, die einige Wochen hindurch täglich taktvoll 150 Gulden unter die Bettler von Serajewo vertheilten, damit diese dort österreichische Sympathien pflegen und erwartete, dass jenseits der Save die orthodoxen serbischen Insurgenten, die friedlichen katholischen Sokáczen und die stolzen mohamedanischen Beg's unsere Armee mit offenen Armen empfangen werden; ja als der Kriegsminister angemessen den votirten sechzig Millionen, auch sechzigtausend Mann für die Okkupation forderte, trat Graf Andrassy mit der Ansicht auf, zur Okkupation Bosniens genüge ein Regiment, eine Musikbande und eine Fahne. Dieser Optimismus hat sich blutig gerächt; statt eines friedlichen Einmarsches, wie ihn auch Philippovics in seinem ersten Armeebefehl hoffte, erfolgte ein blutiger Krieg. Die Mobilisirung gelang wohl über alle Erwartung, denn obgleich der Feldzug nicht populär war, erschienen die Reservisten doch pünktlich bei ihren Regimentern, verliessen ihre Familien und ihre Aemter, ihre Wirthschaft und ihren Broderwerb; die Dampfschiffahrts- und Eisenbahngesellschaften entsprachen allen Wünschen mit der grössten Präzision, es geschah weder ein Unglück, noch trat eine Verzögerung ein; die Opferwilligkeit der Nation, die Schlagfertigkeit der Armee waren über jedes Lob erhaben, die neue Armeeorganisation bestand die Feuerprobe — und dennoch ernteten wir keine Lorbeeren bei unserem Abenteuer; die Ungeschicklichkeit, welche der österreichischen Armee sich an die Fersen heftet, hat sich auch diesmal eingestellt. Keine Karte, keine Statistik, kein offizieller Bericht war da, auf den man sich hätte verlassen können, wir begannen die Okkupation mit ungenügenden Kräften und zu unserer Schande vor der ganzen Welt vermochten wir den bosnischen Aufstand beim ersten Anlauf nicht zu bewältigen. Vergeblich suchten wir die christlichen Insurgenten, statt ihrer fanden wir mohamedanische Fanatiker und da kamen der Leichtsin von Maglaj, die Ueberraschung bei Livno, das Unglück bei

Stolac und die Schmach von Bihac. Aus Tuzla mussten wir retiriren, in Banjaluka flammte im Rücken der Armee das Feuer der Insurrektion hoch auf. Die beiden Hauptstädte Serajewo und Mostar eroberten wir wohl rasch, liessen aber, wie das Schiff auf der See keine Furchen hinter uns zurück, denn im Rücken der Armee wüthete der Aufstand, unsere Truppenmacht erwies sich als ungenügend zur Okkupation, ja, war einen Moment sogar nur auf die Defensive beschränkt, so dass eine neue Mobilisirung nothwendig wurde und wir 200,000 Mann gegen die bosnischen Begs schicken mussten, eine Armee, nicht kleiner als jene, mit der Russland den Krieg gegen die gesammte Macht des Sultans begann. Dabei genügt das Fuhrwesen nicht, man musste Vorspann nach Bosnien treiben, wo die für den Somogyer Sand angefertigten Wagen auf den Felsenwegen zerschmettert, nur hinderlich waren. Die Intendantur war noch elender, nicht einmal die Erbsenwurst hatte sie den Preussen abgelernt, unsere Truppen hungerten, sie mussten sich nach den ermüdendsten Märschen mit verschimmeltem Brod und mit versäuertem Wein begnügen; für die Verwundeten fehlte es an Verbandzeug; mit einem Worte: die Armee war neuorganisirt, aber in der Verpflegung und im Kommando bestand noch immer der alte Zopf. Noch immer hatte das Urtheil Napoleon I. seine volle Geltung: „L'Autriche est toujours en arrière d'une idée, d'une année, d'une armée.“ (Oesterreich ist immer um eine Idee, ein Jahr, eine Armee zurück.)

Gewiss wird der neue Feldzug glücklicher sein als der erste, gewiss werden die 200,000 Mann leicht das Land okkupiren, die Insurgenten besiegen und die Einwohnerschaft entwaffnen; aber noch immer bleibt es eine offene Frage, weshalb wir nicht sofort den Krieg mit einer so grossen Armee begonnen, weshalb wir vergeblich so theures Blut vergossen haben, weshalb wir uns so unvorbereitet in ein so gefährliches Abenteuer stürzten, weshalb wir die Schwierigkeiten mit solch' sträflichem Leichtsinne geringschätzten? Auf solche Weise werden wir den kriegerischen Ruf unserer Ar-

mee nicht rehabilitiren; und doch wären wir so gern stolz auf dieselbe, da ja unsere Söhne in derselben kämpfen, da wir ja auf sie unsere Hoffnungen in jenem entscheidenden Kampf setzen, dem wir doch nicht entgehen können und dem wir durch die bosnische Okkupation um ein Jahrzehnt uns genähert haben. Die Ehre der Fahne wird noch heuer in Bosnien rehabilitirt sein, aber Europa weiss es bereits, dass auch die österreichisch-ungarische Monarchie ein Algier, einen Kaukasus erworben hat, welcher viele Jahre hindurch die Armee festnagelt, seine Finanzen verzehren wird. Bismarck's Plan ist gelungen, die Monarchie ist gelähmt, da sie einen Feldzug begonnen hat, in welchem kein Ruhm zu holen ist: Bella... nullos habitura triumphos!

Die Okkupation Bosniens hat in militärischer Richtung unser nationales Selbstbewusstsein nicht befriedigt, aber dieselbe in konstitutioneller Beziehung verletzt und eine Nieder geschlagenheit erzeugt, wie wir uns einer solchen kaum entsinnen. Wir glaubten, eine Verfassung, eine parlamentarische Regierung zu besitzen und sehen nun, dass trotzdem der Beginn eines Feldzuges möglich ist, welcher im direkten Gegensatze zu den Wünschen des ungarischen und des österreichischen Parlamentes, sowie der kolossalen Majorität der Bevölkerung steht. Ist dies aber möglich, was nützt dann die ganze konstitutionelle Einrichtung, in Folge welcher wir das Budget und die Steuern votiren können, wobei aber eine Laune oder ein Irrthum des Ministers des Aeussern auf einmal all' unsere Verfügungen umstürzen, unsere Finanzpolitik zu Grunde richten kann? Unsere inneren Angelegenheiten können wir wohl ordnen, aber diese Ordnung dient nur dazu, dass unser Blut und unser Geld in auswärtigen Abenteuern verschwendet werden. Wir kennen das königliche Recht des Kriegs und Friedens und beugen Knie und Haupt sich vor demselben, aber gerade zur Kontrolirung desselben sind ja die Delegationen da, welche bezüglich des Geldes — des nervus rerum gerendarum — unbeschränkte Macht besitzen, dort ist der Kriegsminister, der von den Delegationen abhängt, der Ministerpräsident, ohne

dessen Mitwissen und Einwilligung der Minister des Aeussern nichts verfügen kann. Die Legislative war sowohl hier, als auch in Wien aufgelöst, als dieser Krieg begonnen wurde, während die Delegationen nur deshalb die sechzig Millionen bewilligten, weil sie das Wort des Ministers des Aeussern besaßen, er werde diese Summe nicht auf die Okkupation Bosniens verwenden, und dennoch erfolgte die Okkupation. Wie können wir künftighin auf das Wort eines Ministers bauen, wenn man selbst dem Versprechen des Grafen Julius Andrássy nicht mehr vertrauen kann; wie können wir der Energie eines Ministers vertrauen, wenn auch Koloman Tisza's berühmte Energie sich nur dann zeigt, wenn der Pöbel ihm die Fenster einwirft, aber verschwindet, wenn wir in ein Abenteuer verwickelt werden, das die Interessen der Nation schädigt? Möglich, dass die beiden Minister selbst für die Okkupation Bosniens eine Majorität schaffen können, dass sie durch einen servilen Reichstag eine Delegation wählen lassen, welche verstummt, wenn der Minister des Aeussern die Stirne runzelt und in gemeinsamer Sitzung den Widerstand der cisleithanischen Delegation niederstimmt — aber die Nation wird ihnen deshalb doch nicht die Absolution ertheilen, sondern das Vertrauen zu den konstitutionellen Formen verlieren und in eine verzweifelte Apathie, wie vor 1867 verfallen, welche damals die Sicherheit der Monarchie bedrohte und jetzt ihren Zerfall vorbereiten würde.

Wiegt der Erwerb Bosniens und der Herzegowina den Verlust des Vertrauens von ganz Ungarn auf? Müssen wir nicht künftighin jeder Hoffnung entsagen, die wir in den Charakter unserer ausgezeichneten Männer setzen, wenn wir sehen, dass der Sammtfauteuil selbst einen Andrássy so hoch hebt, dass das Wort der Nation nicht mehr sein Ohr erreicht? Können wir wünschen, dass auch künftighin ein Ungar am Ruder sei, der unser Misstrauen einschläfert, während ein Deutscher oder ein Czeche unsere Eifersucht rege erhielte? Womit bewies denn Andrássy, dass er ein Ungar sei? Dadurch, dass er den Grafen Franz Zichy als Botschafter nach

Konstantinopel schickte, hat er Ungarns gerechte Forderungen noch nicht erfüllt; wenn wir schon eine russisch-preussische Politik treiben müssen, statt einer österreichisch-ungarischen, dann soll wenigstens der Vollstrecker derselben kein Ungar sein; die antinationale Politik wird uns weniger schmerzen, wenn wir einem Fremden deshalb fluchen können, nicht unserem Fleisch und Blut.

XVI.

Als ob wir unter Ludwig XIV. absoluter Regierung lebten, so dicht deckte der Schleier des Geheimnisses die Richtung unserer auswärtigen Politik seit Beginn der Krise: noch jetzt wissen wir nicht, für welchen Zweck das Blut unserer Kinder, unserer Brüder in Bosnien fließt; Andrassy sprach nicht ein offenes Wort, er hatte sich ja in Wien der Ueberlieferungen des Parlamentarismus entwöhnt, Tisza antwortet niemals deutlich, er, der noch nicht lange an der Spitze der Opposition so viel zu fragen wusste, wir können daher nur aus der Logik der Thatsachen die Motive und Ziele folgern, und diesbezüglich Szlavy's Beispiel nicht folgen, der die Besorgnisse seiner Pressburger Wähler mit der Variation von Raymund's bekannten Worten beruhigte:

Ich bin dein Vater Cephises,

Und sag' dir nichts weiter als dieses —

als er erklärte, er kenne die Dokumente noch nicht, und habe deshalb über die bosnische Angelegenheit kein Urtheil. Szlavy übernahm von diesem Augenblicke die Rolle des Hystorikers, dessen Pflicht die Quellen-Prüfung ist, um den Ansprüchen des Staatsmannes zu entsagen, dessen Aufgabe darin besteht: in den Verlauf der Angelegenheiten dareinzureden, und darauf zu achten, dass sie im rechten Geleise bleiben. Was soll das Volk sagen, wenn auch seine Führer es verlassen?

Prüfen wir daher mit unserem Alltagsverstand, welches das Ziel unserer bosnischen Politik sei, und ob dieselbe eine bestimmte Richtung befolge?

Wenn Graf Julius Andrassy im Gegensatz zu dem Willen des Volkes die Politik der Militärpartei befolgt, und bereit ist, die Lösung der südslavischen Frage in die Hand zu nehmen, wenn er von der Unhaltbarkeit der türkischen Verhältnisse und von Russland's überwiegender Macht überzeugt ist, dann könnten wir es verstehen, wenn er bei der Zusammenkunft in Reichstadt, oder noch später bei der Sendung Sztomarakoff's in die Zerstückelung der Türkei einwilligt, Bosnien während des Krieges in Besitz nimmt, keinesfalls mit grösseren Opfern, als gegenwärtig, und hiedurch die provisorische Freundschaft mit Russland auf hinlänglich lange Zeit besiegelt. Wenn er hingegen an die Erhaltung der Türkei glaubte und dieselbe befördern wollte, so konnte er vor dem Falle Plevna's das Vordringen der Russen verhindern, sei es durch ein Bündniss mit England, oder auch nur mit der blossen Grossmachtsstellung unserer Monarchie und mit eben derselben konnte er der aus der höchsten Gefahr erretteten Pforte Reformen diktiren. Beides ist eine verständige Politik, aber er befolgte weder Eines noch das Andere, er scheute vor der Theilung des türkischen Reiches zurück, that jedoch keinen ernstern Schritt zu dessen Rettung, und zog sich dadurch den Groll Russlands zu, während er zu England in sehr kühlem Verhältniss steht, und nur in Bismarcks ehrlicher Maklerrolle Vertrauen setzen kann, obgleich wir hören, dass auch der Fürst-Kanzler das undankbare Vermitteln schon satt bekommen hat.

Warum marschirten wir also nach Bosnien? Das Berliner Mandat dient nur als Vorwand dafür, denn Bosnien und die Herzegowina um den Preis ungeheurer Opfer besetzen und neuorganisiren, nur um es jener Macht zurückzugeben, die es auch jetzt nicht in Ordnung zu halten wusste, und nicht einmal einen Begriff westlicher Administration hat, ist ein so zweifelhaftes Abenteuer, dass der in's Bad eilende Bismarck den Beschluss für dasselbe zwar erzwingen konnte, dass jedoch kein

Staatsmann von nüchternem Verstande ein solches annehmen kann. Von Okkupation kann nur Der sprechen, der nicht glaubt, dass auch die Völker zu denken wissen, und der überzeugt ist, das vor vierthalbhundert Jahren ergangene geflügelte Wort: „mundus vult decipi“ sei auch heute noch wahr. Es kann daher nur von einer Annexion die Rede sein, umso eher, da die Militärpartei sich auf das Blut berufen kann, was der Feldzug kostete, und auf die Fahnenehre, die durch Fortschreiten, nicht durch Zurückgehen gerettet werden könne. Das alltägliche Ehrgefühl empört sich allerdings gegen eine politische Auffassung, dass wir im Frieden gewaltthätig unserem Nachbar Provinzen entreissen können, nur deshalb, weil seine Unterthanen mit der Regierung unzufrieden sind, und hält dies unter unseren eigenthümlichen Verhältnissen auch noch für ein gefährliches Präcedens, allein die Staatsraison, das Interesse der Monarchie setzt sich über solche spiessbürgerliche Skrupel hinweg. Nur bleibt noch immer die Frage übrig: was ist denn jenes vitale Interesse unserer Monarchie, jene grosse Moral, vor der die Alltagsmoral verstummen muss? Vielleicht die Besserung des Looses der Christen in der Türkei? Ich hoffe, dass wir diese Don Quixottische Phrase noch nicht den Russen abgelernt haben, die mit dieser ihre Ausbreitungsgelüste bemäntelten, besonders seit wir wissen, dass dieses Loos nicht so stiefmütterlich ist, wie es ausgeschrien war. Es ist bekannt, dass die russischen Offiziere und englischen Zeitungskorrespondenten in Bulgarien einen grösseren Wohlstand fanden, als den des russischen Bauern oder des englischen Tagelöhners; in Bosnien aber bestehen ähnliche Verhältnisse wie in Toskana, der Landmann zahlt für die Benützung des herrschaftlichen Bodens dem Herrn ein Drittel der Ernte, dem Staate als Steuer ein Zehntel, also dreizehn Dreissigstheile, während der toskanische Kolone ohne jede Klage für halben Antheil den Boden bebaut und ausserdem direkte und indirekte Steuern trägt. Es ist wahr, dass des Pascha's und des Steuerpächters Willkühr Ochs und Weib des Bauern oft gefährdet hat; der christliche Bauer forderte zum Scheine für diese Sicherheit, allein dies hätte man

vielleicht auch auf weniger radikale Weise sicherstellen können, als durch eine Annexion, bei der es sich jetzt herausstellt, dass die aufständische Bevölkerung nicht sowohl Sicherheit, als vielmehr Land und Steuerfreiheit fordert.

Allein die Militärpartei betont es, Dalmatien könne nicht ohne Hinterland existiren; seine herrlichen Häfen stehen leer, sein Handel erfordert den Ertrag der Wiesen, Felder und Wälder Bosniens und der Herzegowina, damit es denselben auf den Weltmarkt bringe. In volkswirthschaftlicher Hinsicht mag diese Anschauung ihre Richtigkeit haben, nur aber bedingt die Ausbeutung der Naturschätze in beiden Provinzen ungeheure Investitionen, zu denen uns die Geldkraft fehlt; mit einer solchen Finanzpolitik wird es uns sicherlich so ergehen, wie dem Grundbesitzer, dessen verschuldeter Besitz nicht genügend investirt ist, der aber für entlehntes Geld neuen Besitz anschafft, bei dem es ebenfalls an Investitionen mangelt, ohne zu bedenken, dass er hiedurch seinen sicheren Ruin bewirkt.

Allein gewichtiger als dies Alles ist das Argument, die südslavische Frage sei auch ohne unsern Willen in Fluss gekommen, und da wir sie nicht zu unterdrücken wussten, sei es klüger, dieselbe in Schutz zu nehmen, und so zu lenken, dass sie unsere Interessen nicht verletze, ja unsere Kraft vermehre. Damit Serbien und Montenegro nicht den nordwestlichen Theil der Türkei erobern, der in den Winkel zwischen Dalmatien und Kroatien hineinreicht, sei es rathsamer, dass wir selbst ihn annektiren und der Macht der orthodoxen Südslaven ein Gegengewicht bieten, welche sonst den Einfluss Russlands bis in das Herz der Monarchie tragen würden. Unsere Eroberung würde bei solchen Prämissen einen antirussischen Charakter tragen, und in den officiösen Mittheilungen war sie auch mehr denn einmal als solche dargestellt. Nachträgliche, bedauerliche Erfahrung hat es jedoch bewiesen, dass auch diese Politik auf fehlerhafte Basis gelegt war, denn sie zog den religiösen Fanatismus der mohamedanischen Bevölkerung nicht in Rechnung, welcher, wenn er im Stande war, unserem mächtigen ersten Heere zu widerstehen, gewiss auch die An-

griffe serbischer und montenegrinischer Heereshaufen vereitelt hätte. Wenn wir Bosnien und die Herzegowina sich selbst überlassen, hätten die Begs ihr Vaterland zu vertheidigen, und die Anstrengungen der Serben zu nichte zu machen gewusst; vertheidigen sie ja, nachdem wir die Rolle des Angreifers übernahmen, auch gegen uns ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit, und nöthigen uns, sie auszurotten, um eben jenes Element zu vernichten, welches das Entstehen eines orthodoxen südslavischen Staates verhindern könnte. Sind wir wirklich mit russenfeindlicher Politik über die Save gegangen, so rothen wir dennoch in verhängnisvoller Weise in russischem Interesse das wilde Element aus, das als mächtigstes Hinderniss der serbisch-russischen Pläne gedient hätte. Unser Sieg ist nicht mehr zweifelhaft, allein es ist auch eben so gewiss, dass es die mohamedanischen Einwohner beider Provinzen bei uns nicht leidet, sie werden eher auswandern, als dass sie unter unserer Regierung die Segnungen des Friedens geniessen nicht mehr als Herren, sondern als unsere, mit ihren Giaurhörigen gleichberechtigte, steuerzahlende Unterthanen. Der orientalische Verstand vermag sich einen solchen Zustand nicht vorzustellen, weder Orthodoxe noch Mohamedaner glauben, dass Lamm und Löwe friedlich nebeneinander im Stalle lagern können.

XVII.

Nehmen wir indessen an, dass meine unheilvolle Prophezeiung nicht in Erfüllung geht; nehmen wir an, dass mit der Erscheinung unserer überlegenen Kraft die Flamme des mohamedanischen Fanatismus erlöscht; nehmen wir an, dass wir bis zum nächsten Frühjahr Bosnien und die Herzegowina besiegen, entwaffnen, versöhnen; nehmen wir an, die Begs und ihr Geleite befreundeten sich mit der neuen Regierung, die kroatischen, czechischen und Grenzer-Beamten würden unter Beihilfe der Schokáczen und Mohamedaner, ja sogar mit Einwilligung der

orthodoxen Bevölkerung auf österreichisch-ungarische Kosten beide Provinzen neu organisiren, sei es als eine neue Militärgrenze, oder als einen ergänzenden Theil eines kroatisch-dalmatinisch-bosnischen dreieinigen Landes; glaubt Graf Julius Andrássy etwa, sie durch die südslavische Idee aus dem Herzen der südslavischen Orthodoxen ausgerottet zu haben? Glaubte er, Serbien und Montenegro würden ihrer hochfliegenden Pläne und ihrer Führerrolle friedlich entsagen; glaubt er, Ristics oder Nikita würden ihre Unterordnung anerkennen, und die aus Wien kommenden Rathschläge, Befehlen gleich achten? Glaubte er etwa, Russland werde einwilligen, mit einer andern Macht seinen Einfluss auf die slavische Race zu theilen? Alle diese Elemente werden fortwährend die systematischen Verfügungen unserer Regierung stören, der Rubel auf Reisen, die Omladina, die serbische Zweideutigkeit werden ihren Berufen nachgehen, all' das unterwühlen, was wir bauen, abwarten, dass wir das Land zivilisiren, d. h. Strassen, Brücken, Eisenbahnen anfertigen, Schulen und Festungen bauen, und das Volk bis zu einem gewissen Grad erziehen. Dann aber, bei Gelegenheit welcher immer europäischen Kriegen werden auch sie sich erheben, Russland wird nicht dulden können, dass sich in seiner Nachbarschaft Ruhestörungen einnisten; es wird die Klagen der orthodoxen Brüder wegen der Uebergriffe der Katholiken nicht gleichgiltig anhören können, die nicht einmal das Cyrill'sche Alphabet als offizielles Alphabet annehmen wollen, und dadurch das Nationalgefühl fortwährend verletzen. Welch' immer europäische Verwicklung benützend, bricht der russische Czar sodann in Bosnien ein, gründet das slavische Königreich unter den Fittigen des orthodoxen Doppeladlers und löst das lateinische Kreuz mit dem griechischen, das römische Alphabet mit dem Cyrill'schen ab.

Wer diese Ansicht des Pessimismus zieht, möge sich der italienischen Beziehungen der Monarchie erinnern. Jahrhunderte lang besaßen wir Mailand und die Lombardei unter dem vollgiltigen Rechtstitel der Eroberung, den das während dreier Jahrhunderte gegen die Franzosen vergossene Blut hinlänglich

besiegelt hatte; fünfzig Jahre besaßen wir Venedig, das thatsächlich herrenlos war, als Europa es uns in die Hand gab; der eine Zweig unserer Dynastie herrschte hundert Jahre lang in Florenz, der andere in Modena und erwarb sich in Toskana anerkannte Verdienste um das Wohl, materielle und geistige Hebung des Volkes so sehr, dass seine Regierung oft als Muster erwähnt wurde; wir besaßen das Besatzungsrecht in Piacenza und Ferrara, welches wir auf Bitten des Papstes öfter auch auf Bologna, ja auf Ancona ausdehnten; wir standen im Bündniss mit Neapel, und konnten dennoch nicht den Kampf mit der Idee der italienischen Einheit aufnehmen; weder die väterliche Regierung in Florenz, noch der Galgen in Modena, noch die Kerker in Mantua vermochten das nationale Bewusstsein abzustumpfen, die Permanenz der Verschwörung zu endigen, die stete Erneuerung der Empörungen zu verhindern. Das weltberühmte Viereck unserer Festungen, die Tapferkeit unserer Armeen, die Weisheit unserer Staatsmänner konnten den italienischen Theil der Monarchie nicht bewahren; so wie Napoleon den Krieg erklärt hatte, war der Flug seiner Adler unwiderstehlich, denn sie trugen die Nationalitätsidee an ihren Fittigen; der preussische Krieg vertrieb uns definitiv aus der italienischen Halbinsel trotz unserer Triumphe bei Custozza und Lissa, denn die Nationalitätsidee trotzt auch den verlorenen Schlachten.

Auch in Deutschland erging es uns nicht besser; fünfhundert Jahre trug unsere Dynastie die Kaiserkrone Karls des Grossen; auch in den nichtdeutschen Ländern ihrer Herrschaft war der Stempel des Deutschthums zu erkennen, ihren entscheidenden Einfluss auf Süddeutschland zog Niemand in Zweifel, die kleinen Fürsten sahen im österreichischen Kaiser ihren Schutzherrn, — und all' dies verging wie eine Seifenblase, sobald der König von Preussen die Idee der deutschen Einheit auf seine Fahne schrieb. Vermag es unser Minister des Auswärtigen zu glauben, dass, was bei Italienern und Deutschen nicht gelungen, bei den Bosniaken gelingen werde, dass er nämlich Anhänglichkeit zu dem Herrn fremden Stammes schaffen könne? Kann er es wohl glauben, dass unsere Armeen die süd-

slavische Idee unterdrücken können, kann er es glauben, dass der russische Czar dies gestatten könnte? Jawohl, Zeit wird er uns gewähren, damit wir das Land in Ordnung bringen, das Volk lesen und schreiben und Steuer zahlen und gehorchen lehren; er gestattet uns, das Lager zu bereiten, doch wenn er Gelegenheit und Zeit für gekommen erachten wird, dann wird sich sein Statthalter hineinlegen, sei es Nikita oder Risztics: nicht der Banus von Kroatien, noch der Despot von Bosnien.

XVIII.

Wie sehr auch Andrassy die Einsprache der Parlamente in seine Pläne verdriessen mag, wie sehr er diese auch mit zweideutigen Worten in den Schleier des Geheimnisses berge, wie unbequem ihm auch die Delegation sei, in drei Wochen wird er dennoch genöthigt sein, seine Pläne zu enthüllen und zu sagen, was er mit den neuen blutigen Errungenschaften zu thun gedenkt. Wenn er sich hinter das Berliner Mandat verschant, so nimmt ihn die cisleithanische Delegation beim Wort, und fordert von ihm die Garantie, dass aus der Okkupation nie eine Annexion werde; er wird anerkennen müssen, unsere erste Pflicht sei die Ehre der Fahne zu wahren, die aber auch erfordere, dass darüber hinaus die Okkupation aufhöre, und die Armee zurückberufen werde. Die Cisleithanier können dies aus blossen finanziellen Rücksichten thun, denn die Staaten haben nicht nur eine militärische, sondern auch eine kaufmännische Ehre; der finanzielle Ruin ist noch schmachvoller als der militärische, der Kreditverlust gefährlicher, als eine Niederlage. Cisleithanien wusste nur um den Preis grosser Opfer seine finanzielle Bilanz wieder herzustellen und den erschütterten Kredit zu befestigen, doch das bosnische Abenteuer vereitelt alle Anstrengungen Preti's und stürzt den Staatshaushalt in unabsehbare Wirren. Mindestens hundert Millionen im ersten Halbjahr, anderthalbmal so viel, wenn wir im Frühling auch Novibazar erobern und die albanesische Liga von Prizrend auseinandersprengen wollen, da sonst die Sicherheit Bosniens und der Her-

zegowina nicht festgestellt ist, von da ab wieder eine ständige Last von jährlichen 10 Millionen zur Erhaltung des Heeres, Schaffung von Verkehrsmitteln, Zahlung von Beamten, Schulbauten, dies hält die Monarchie nicht aus, die was Strassen, Brücken, Eisenbahnen, Schulen betrifft, das westeuropäische Niveau noch nicht erreicht hat. Ein gewissenhafter Finanzminister kann die Durchführung einer solchen Aufgabe nicht übernehmen, ein gewissenhafter Abgeordneter kann solche Ausgaben nicht votiren. Man wird es anführen, dass in den Dreissiger Jahren auch England sich in ein solches gefährliches Abenteuer verwickelte, als es Afghanistan eroberte und durch einen Volksaufstand schmachlich vertrieben wurde. Lord Ellenborough stellte zwar die Fahnenehre wieder her, die Armee nahm zwar Kabul noch einmal ein und zerstörte den Bala-Hiszzsar, die Khanenburg, auch jenseits der Berge ein Andenken ihrer Macht zurücklassend, allein sie zog sich weise wieder nach Indien zurück und schonte von nun an Englands Blut und Geld. Und man wird zeigen, dass dieser Rückzug der Machtstellung Englands nicht geschadet habe, auf welcher sich der Bestand seines indischen Reiches gründet, dass also auch unsere Machtstellung keine Einbusse erleiden kann, wenn wir unsere Fehler einsehend, von der Durchführung einer Aufgabe abstehen, die unsere finanziellen Kräfte übersteigt.

Auch in der ungarischen Delegation wird diese finanzielle Schwierigkeit vielleicht zur Sprache kommen, doch wir pflegten weniger zu rechnen als unsere Nachbarn, und legen auf die Ausgaben kein entscheidendes Gewicht, doch wird es jedenfalls Solche geben, die ihre Besorgnisse auch vom nationalen Standpunkt nicht verhehlen, denn die Okkupation Bosniens bezeichnet eine neue Epoche in der Politik der Monarchie, die sich so seit zwei Jahrhunderten zu einer konservativen Tendenz bekannte. Maria Theresia willigte nur schwer in die Theilung Polens und sah einen grössern Schaden in der Verletzung des internationalen Rechtes, als die Ausdehnung des Gebietes dem Reiche Nutzen bot. Seit hundert Jahren haben wir immer nur Vertheidigungskriege geführt, unsere Politik hat sich jetzt die

Ausbreitung zum Ziel gesetzt, wir haben uns in einen Eroberungskampf eingelassen, und diese Ausbreitung kann nicht ohne nennenswerthe Folgen auf die innere Politik bleiben. Von 1849 bis 1867 war die centralistisch-deutsche Politik im Schwung, ohne zu befriedigendem Ergebniss, weder in absolutistischer noch in konstitutioneller Form, zu führen. Es folgte die deutsch-ungarische Tendenz des Dualismus, und diese war zehn Jahre mit hinlänglichem Erfolg thätig; es gab zwar dies- und jenseits der Leitha Klagen, wir hatten auch miteinander Streit, allein niemals mit der Krone; wir hatten hier und dort zu klagen, doch nur gegen einander, oder gegen unsere Minister, wir geriethen auch in ein finanzielles Wirrsaal, allein wir verloren nicht die Hoffnung und sahen ernst dazu, um uns wieder auf die Beine zu helfen, mit einem Wort, der Dualismus hat die Probe bestanden, er entsprach zwar nicht unseren Idealen, allein wir konnten mit ihm auskommen, wenn auch nicht glänzend, doch anständig. Und jetzt wagt man auf einmal wieder ein neues Experiment, anstatt der deutsch-ungarischen Politik wird das leitende Prinzip unserer Regierung eine slavische Politik sein, deren Kosten Deutsche und Ungarn tragen mögen. Nicht genug, dass sie das Defizit Dalmatiens und Galiziens, wie jenes Kroatiens tragen, fordert unser Minister des Auswärtigen jetzt auch von uns, dass wir das viel grössere Defizit Bosniens und der Herzegowina zahlen, dass wir das slavische Element grossziehen, welches, unter unserer Pflege kaum herangewachsen, sich auf seine Zahl berufen wird, um dem Dualismus ein Ende zu machen und die Regierung in seine unerfahrenen Hände zu raffen. Wir treiben slavische Politik und sehen nicht das Gespenst des Panslavismus dahinter, obgleich wir wissen, dass alle slavischen Völker nach Petersburg gravitiren, nur dort ihren wirklichen Herrn, den weissen Czar sehen. Nicht genug, dass die Omladina uns so viel zu schaffen macht. treiben wir ihr jetzt die gesammten bosnischen Orthodoxen in die Arme. Wenn die Regierung selbst die slavische Idee in Schutz nimmt, wer soll dann Optimist genug sein, um unter solchen Umständen an die Haltbarkeit des Dualismus zu glauben?

XIX.

Ist auch die Fahne, unter der wir nach Bosnien einmarschirten, nicht dreifarbig, so werden wir auch die Ehre der Schwarz-Gelben aufrecht erhalten, denn unser eigenes Blut kämpft unter ihr; es ist somit vorauszusehen, dass die ungarische Nation die Zurückberufung unserer Armeen nicht fordern werde; sie missbilligt zwar die bosnische Politik, hasst die Urheber der Okkupation, doch werde sie sich eines Rückzuges schämen; es ist umsonst! Andrassy's verfehlte Politik und der wilde Widerstand der Mohamedaner haben uns Bosnien und die Herzegowina verschafft, jetzt kömmt daher eine ganze Reihe von Fragen zum Vorschein; die erste von ihnen ist: Was hat mit der neuen Errungenschaft zu geschehen, und wem soll sie gehören?

Auf die vorgelegte Frage ist nur eine Antwort möglich: Die neue Provinz muss mit Militärgewalt, mit dem Kriegsgesetz regiert werden, bis die Pazifizirung nicht vollkommen gelungen ist, und zwar als eine Provinz des Gesamtreichs, die weder zu Cisleithanien, noch zu Ungarn, sondern beiden zusammen gehöre.

Wenn Bosnien ein so reiches Land wäre, dass es seine Auslagen bestreiten könnte, dann würde diese Lösung keinerlei Schwierigkeit begegnen, weil aber in jedem Jahre von vielen Millionen die Rede ist, die man votiren muss, so entsteht eine neue Frage: Wer votirt diese Ausgaben?

Die des Denkens ungewohnten Bureaukraten werden antworten: Die Delegation. Allein die Delegation ist kein allmächtiges Parlament, dessen Majorität leicht seine Macht ausdehnen kann, denn der Wille der Nation, wenn er mit der Krone übereinstimmt, hat in inneren Angelegenheiten keine Grenze; die Delegation jedoch ist nichts Anderes als ein solcher Ausschuss beider Parlamente, dessen genau umschriebener Wirkungskreis sich auf die Ueberprüfung und Votirung der Kosten von bestimmt bezeichneten gemeinsamen Angelegen

heiten erstreckt, aber nicht weiter. Nun aber ist die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina in der Reihe der gemeinsamen Angelegenheiten nicht enthalten, die Delegation kann also die Kosten derselben insolange nicht votiren, bis der Wiener Reichsrath und der Budapester Reichstag den G.-A. XII v. J. 1867 nicht modifiziren und die bosnische Angelegenheit zu einer gemeinsamen machen. Jedermann weiss, unter welchen Umständen nur das Zustandekommen des Gesetzes über die gemeinsamen Angelegenheiten möglich geworden, und Jedermann weiss, welche Erschütterung eine Revision dieses Grundgesetzes mit sich brächte. Nicht einmal Koloman Tisza bei seiner Hundert-Stimmen-Majorität könnte dafür gutstehen, dass eine derartige Modifikation in das erwähnte Gesetz eingefügt werden könnte; wie könnte dann Fürst Auersperg diese Novelle von ungeheurer Tragweite durchführen? Eine solche Lösung der Frage ist unmöglich; Bosniens Verwaltungsbudget hat keinen Raum im Rahmen der Delegirten, die Ausdehnung der gemeinsamen Angelegenheiten aber ist der jetzigen Stimmung beider Parlamente entzogen, die auf beiden Seiten durch den Ausgleich verbittert wurde.

Wenn die Delegation somit zur Votirung solcher Ausgaben nicht kompetent ist, gibt es kein anderes Mittel, als dass die Kosten für Bosnien beiden Parlamenten vorgelegt würden; was aber zu geschehen hätte, wenn die Beschlüsse Beider nicht gleichförmig wären, darüber schweigen der 1867er Ausgleich und die alltägliche Logik. Sagen wir es also offen heraus, Bosnien passte selbst in der ersten Zeit der militärischen Besetzung nicht in den Dualismus hinein. Und doch ist schon in der Zeit der Militär-Administration die Feststellung des endgiltigen Schicksales der Provinz nöthig; die Organisation hat nothwendigerweise gleich so zu geschehen, dass sie das definitive Ziel nicht verhindere; es ist nothwendig, dass die Nation wisse, wofür das Blut ihrer Kinder floss, wofür sie sich in Schulden stürze, was das Endresultat der Opfer sei.

Wir glauben nicht, dass Graf Andrassy auch diesbezüglich mit sich selbst im Reinen wäre; er pflegt die Details nicht

durchzudenken; und doch ist hier das Detail und die Art der Durchführung das eigentliche Wesentliche. Die Militärpartei würde wahrscheinlich in Bosnien eine neue Militärgrenze schaffen wollen, eine Militär-Administration, die auf Kommando, mit dem Korporalsstock das ungebildete Volk zivilisirt, allein abgesehen davon, dass Mohamedaner, wie Schokáczen und Orthodoxen in gleicher Weise das Joch der militärischen Disziplin scheuen, und nur mit Gewalt unter dasselbe gebeugt werden könnten, kann ich nicht glauben, dass sich eine Gesetzgebung fände, die in die Gründung eines Militärstaates in ihrer Nachbarschaft einwilligte, wo dieser doch der natürliche Feind des Parlamentarismus ist; wie könnte es auch die Kosten zum Schärfen der Waffe votiren, die immer bereit wäre, sich gegen dasselbe zu kehren. Für die auf militärischem Fusse zu geschehende Organisation unseres Bosnien findet auch der verstockteste Mameluk kein Geld, ja sogar der Kroate, der bei der Einnahme Serajewo's illuminirt hat, protestirt gegen die Begründung einer neuen Militärgrenze, in der nur Offiziere Verwendung fänden.

Bosnien kann also nicht lange ein unter Militärregime stehendes Reichsland bleiben, denn hiezu ist die Votirung der Kosten, sei es in Wien oder in Budapest, unmöglich.

Bei einer absolutistischen Regierung verwirrt eine Eroberungspolitik nicht die inneren Angelegenheiten des Reiches, welch' immer neue Provinz fügt sich leicht in die gemeinsame Knechtschaft der übrigen ein, die Erwerbung des Amurgebietes, Fergana's, Khiva's, hat das russische Regierungssystem nicht verändert. Bei einer Personalunion wiederum verursacht die Erwerbung neuer Staaten ebenfalls keine Schwierigkeit, auch diese ordnen wie die übrigen ihre konstitutionellen Formen ihren Bedürfnissen entsprechend, die beiden Kanada's vereinigen sich mit Neuschottland, Neu-Braunschweig und den Prince-Edward's-Inseln, während in Australien fünf besondere Kolonialstaaten entstehen, alle mit verschiedenen Verfassungen, ohne dass dies Alles das englische Parlament anföchte. Das einheitliche konstitutionelle Gefüge der parlamentarischen Regierung hingegen ist

eine so künstliche Maschine, in der man nur schwer ein neues Rad hineinfügen kann. Das Budget von Algerien gab in Paris stets Gelegenheit zu grossen Debatten; die algerischen Generäle dienten wieder gerne dem Staatsstreich, der Parlament und Verfassung sistirte. Nun gar der Dualismus! Dieser ist eine noch komplizirtere Konstruktion, als der einfache Parlamentarismus, wie soll man also auf eine so fein balancirte Maschine das todte Gewicht zweier ungebildeten Provinzen hängen können? Wenn wir dies thun und es gibt kein Mittel es zu vermeiden, hört das Gleichgewicht auf, der Dualismus nimmt ein Ende und es bleibt keine andere Möglichkeit, als die Personalunion.

Die auch definitiv absolutistische Verwaltung Bosniens ist bei dem jetzigen Verfassungswesen der Monarchie unmöglich; man muss daher bestrebt sein, Bosnien von Anbeginn so zu organisiren, dass seine spätere konstitutionelle Verwaltung nicht unausführbar sei und hier kann ich unmöglich jene praktische Wahrheit verhehlen, dass, je loser der staatliche Verband zwischen den einzelnen Provinzen ist, desto stärker die Macht der Krone wird; je unabhängiger die Theile von einander sind, desto enger sind sie von dem gemeinsamen Herrscher abhängig. Bosnien kann nur unabhängig von Cisleithanien, wie von Ungarn in die konstitutionelle Monarchie eingefügt werden, denn wenn man es zu Dalmatien schlägt, verleiht es den Slaven im Reichsrath das Uebergewicht, wenn zu Kroatien, so gewinnen seine Abgeordneten im Palais der Sándorgasse eine privilegierte Stellung, denn ihr Votum kann oft zwischen den zwei konstitutionellen Parteien entscheidend sein, und es kann in den ungarischen Reichstag eine slavische Politik einführen.

Cisleithanien gibt sich in dieser Hinsicht auch keiner Täuschung hin, und erklärt sich deshalb sehr energisch gegen die Eroberung Bosniens, so sehr, dass seine Antipathie auch nicht das Argument zu beruhigen im Stande ist, die Brügger Fabrikanten würden für ihre Tuch- und Baumwollwaaren einen neuen Markt gewinnen. Die Verfassungsfreunde können auch um diesen Preis nicht in die Einverleibung Bosniens willigen, welche das Erscheinen der Czechen im Wiener Reichstage nach sich ziehen

würde, um dem slavischen Element zur Verwirklichung seiner föderalistischen Pläne die Majorität zu verschaffen; die Besorgnisse Jener gar nicht zu erwähnen, die in der Ausbreitung nach dem Orient schon im Vorhinein die Kompensation für den möglicherweise eintretenden Verlust Schlesiens und Böhmens erblicken. Die Karte von Europa ist eine gefährliche Urkunde; dass Bosnien zwischen Kroatien und Dalmatien eingekeilt ist, stach der Militärpartei stets in's Auge, dies schon aus Rücksicht auf die Symetrie, die eine natürliche Arrondirung wünscht; jedoch Böhmen keilt sich ebenso in Deutschland ein, und die Symetrie könnte auch hier eine Arrondirung verlangen. Wir glauben zwar, die Epoche der Arrondirungen sei vorüber, die Nationalitätsidee sei stärker als die Theorie der natürlichen Grenzen, allein wir sind dennoch nicht sicher, ob sich in Berlin früher oder später nicht eine Partei fände, die, sei es aus Nationalitäts-, sei es aus Arrondirungs-Rücksichten, als Kompensation für das untere Dreieck das obere annektiren wollte. Caveant consules.

XX.

Was immer jedoch mit Bosnien geschehen möge, würde es ein Reichs-Militärgrenzgebiet, oder mit seinem Uferland, Dalmatien, vereinigt, oder würde es mit Kroatien und Dalmatien zusammen zu einem besonderen dreieinigen Land organisirt, soviel ist in jedem Falle gewiss, dass welch' immer Organisation nicht auf dem Wege absolutistischer, nicht kontrasignirter Verordnungen durchgeführt werden könne. Wie immer man das Land organisire, es kann dies ohne Zustimmung des Wiener Reichsrathes und des Budapester Reichstages nicht geschehen. Ja auch bei den ersten Ernennungen, sobald sie nicht ausschliesslich militärisch sind, ist auch die Form fraglich, in der sie geschehen können. Philippovits ist jetzt Feldherr, allein wenn er zum Gouverneur Bosniens ernannt wird,

wer wird die Ernennung kontrasigniren? Die gemeinsamen Minister können es nicht thun, denn die Administration Bosniens ist keine gemeinsame Angelegenheit, der österreichische Ministerpräsident kann es nicht thun, denn Bosnien ist in die cisleithanische Verfassung nicht einbezogen, der ungarische Ministerpräsident kann es nicht thun, denn sein Wirkungskreis kann sich nicht über Ungarns Grenzen hinaus erstrecken, die Einwilligung beider Faktoren aber würde, da beide zahlende Parteien sind, zu stets sich erneuernden Streitigkeiten zwischen den beiden Staaten der Monarchie Anlass geben, um einer solchen Provinz willen, deren Besitz beide scheuen. Ungarn hat mehr mit sich selbst zu schaffen, als dass es die Last der Verwaltung Bosniens übernehmen könnte, das sich niemals mit dem ungarischen Element befreunden würde. Cisleithanien aber weist eine Errungenschaft zurück, die fortwährend Geld kostet, und die die Suprematie der Deutschen gefährdet, die Idee des Reichslandes aber findet weder dies- noch jenseits der Leitha Sympathien.

Ich habe nur in der grössten Allgemeinheit einige Schwierigkeiten angeführt, in die das leichtsinnig begonnene bosnische Abenteuer hineingeführt hat, und habe mich in die ferneren Detailfragen gar nicht eingelassen: ob wir in Bosnien das österreichische oder das ungarische Gesetzbuch einführen sollen? oder, wenn keines von Beiden, wer hat das bosnische Gesetzbuch zu verfassen? und welches Parlament soll es sein, das die Richtung der zu bauenden Eisenbahnen bestimme? oder wer wird die Besitzverhältnisse ordnen, auf die Andrassy in seinem ersten Memorandum so grosses Gewicht legte, und was hat mit dem muselmännischen Kirchenbesitz, den Vakuf-Gütern zu geschehen? Wird es kein gefährliches Präcedens sein, wenn wir sie säkularisiren? Wenn wir es aber nicht thun, wie können wir für die Volkserziehung sorgen? Wer wird gar für die zurückkehrenden Flüchtlinge die Häuser aufbauen? Wer gibt ihnen Saatkorn? Da Andrassy dieses von der türkischen Regierung gefordert hat, so ist es unmöglich, dass wir es nicht geben sol-

len, wir können doch nicht jene Hoffnungen enttäuschen, vereiteln, die wir selbst in den Insurgenten erregt hatten.

Hunderte solcher Fragen tauchen bei jedem Schritte auf, die der geniale Kopf nicht zu berücksichtigen pflegt, und die Lösung einer jeden stösst immer an zwei Klippen: die eine ist eine solche Veränderung der konstitutionellen Formen sowohl in Wien, wie auch in Budapest, dass ein solches konstitutionelles Organ geschaffen werde, welches die Administration Bosniens leite, und damit eine verfassungsmässige Gegenzeichnung existire, die irgend einen Minister verantwortlich mache, denn ohne Verantwortlichkeit hat nur der Sultan Bosnien regieren können. ein konstitutioneller Kaiser oder König kann es nicht thun. Das zweite Hinderniss ist die Rücksicht auf die Finanzen, denn wir zweifeln, dass, sei es in Wien oder in Budapest, das Parlament bereit wäre, von Defizit-Jahr zu Defizit-Jahr das Budget für Bosnien zu votiren, sogar wenn es bei der Organisation der neuen Provinz mitreden dürfte.

Wohin immer unser forschendes Auge sich wendet, wir finden aus diesem Labyrinth keinen andern Ausweg, als entweder den Rückzug aus Bosnien und die Beibehaltung des Dualismus oder die Behaltung Bosniens und die Personalunion, die es gestattet, dass wir unseren Staatshaushalt selbst ordnen, und uns auf den Entscheidungskampf vorbereiten, der zwischen dem ungarischen und slavischen Element durch die Eroberung Bosniens unvermeidlich geworden. Der Dualismus verträgt sich mit einer provisorischen Okkupation, mit der Annexion aber nur die Personalunion.

Indem ich diese Zeilen schreibe, stehe ich jeder Parteistellung fern, ja ich halte es sogar für gleichgiltig, ob Andrassy schon jetzt fällt, oder ob er erst später Bismarck's Wort hört: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!“ Auch Koloman Tisza's Fall ist eine viel zu geringe Episode in dem gegenwärtigen Schicksals-Drama, als dass ich ihm beson-

deres Gewicht beilegte, aus dem Drama kann die waltende Gerechtigkeit ohnehin nicht ausbleiben, allein ich wollte meine Mitbürger auf die Gefahren aufmerksam machen, die unsere Verfassung und Nationalität bedrohen. Hier ist von keinen Persönlichkeiten, sondern von Thatsachen die Rede. Seien wir wachsam! —

Budapest, 25. September 1878.

FRANZ v. PULSZKY.

DE BALLAGI GEZA.

